

Abonnements:
 Monatlich 55 Pfennig ausschließlich
 Trägerlohn; durch die Post bezogen
 bei Selbstabholung vierteljährlich
 Mark 2.10, monatlich 70 Pfennig.
 Erscheint an allen Wochentagen
 nachmittags.
 Telegramm-Adresse:
 „Volksstimme, Frankfurt/Main“.
 Telefon-Anschluß:
 Amt Hansa 7435, 7436, 7437.

Volksstimme

Inserate:
 Die Spalte Petitzelle kostet 15 Pfg.,
 bei Wiederholung Rabatt nach Tarif.
 Inserate für die fällige Nummer
 müssen bis abends 8 Uhr in der Ex-
 pedition Wiesbaden aufgegeben
 sein. Schluß der Inseratenannahme
 in Frankfurt a. M. vorm. 9 Uhr.
 Postcheckkonto 529.
 Union-Druckerei, G. m. b. H.,
 Frankfurt a. M.
 (nicht „Volksstimme“ adressieren!)

Sozialdemokratisches Organ für Wiesbaden-Diebrich-Rheingau, Lahntal, Westerwald

Verantwortlich für Politik und Allgemeines: Dr. Max
 Quard, für den übrigen Teil: Gustav Hammer,
 beide in Frankfurt a. M.

Separat-Ausgabe für Wiesbaden
 Redaktion, Verlag und Haupt-Expedition: Frankfurt am Main, Großer Hirschgraben 17.
 Redaktionsbüro: Wöhrgr. 49, Telefon 1026 — Expedition: Bleichgr. 9, Telefon 3715.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Georg Maier —
 Verlag der Volksstimme Maier & Co. — D. d. der
 Union-Druckerei, G. m. b. H., sämtl. in Frankfurt a. M.

Nummer 304

Donnerstag den 31. Dezember 1914

25. Jahrgang

Fünfundzwanzig Jahre

Vom 1. Januar 1890 bis zum 31. Dezember 1914

Wer kann mitten in diesem Weltbrande geruhig und abwägend zurückblicken auf die Geschichte eines Einzeltäufers für den Sozialismus, wie es unser Blatt jetzt fünfundzwanzig Jahre, im Chor der deutschen Arbeiterpresse vielleicht nicht das letzte, gewesen ist? In solchen Tagen riesenhafter Entscheidungen, bei denen es nicht zuletzt mit auf die Kraft ankommt, die die deutsche Sozialdemokratie und ihre Presse für ihr Land einsehen können, ziemt es uns, die Erinnerung an die drang- und kampfreiche Lebensgeschichte unseres Blattes zurückzustellen hinter die gebieterische Pflicht der Gegenwart. Heute heißt es, Höchstleistungen an deutscher Organisation erzielen helfen, um unser unabhängiges Volksdasein zu behaupten. Da taugen Gedenksiefern wenig. Die vor fünfundzwanzig Jahren die lähne Tat vollbrachten, die sozialistische Fahne inmitten des Maingaues in der Stadt genutzten Bürgerturns, unter den „Franzosen Preukens“, aufzupflanzen, diese dürfen und sollen von ihrem Beispiel herrlichen Wagemuts reden und erzählen, wie sie es auf den nachfolgenden Blättern tun. Uns anderen aber frommt nichts, als ein rascher Rückblick und dann wieder festes Zupacken im Riesenkampfe dieser Tage!

Die ersten fünf Jahre etwa des jungen Lebens der „Volksstimme“ gehörten fast ausschließlich dem Kampf ums Dasein und um seine Behauptung, wie ihn heute unser Land im Großen führt. Das Frankfurter Arbeiterblatt wurde von 1890 bis etwa 1895 ebenso verleumdet, ebenso geschäftlich und politisch zu schädigen versucht, wie Deutschland jetzt von seinen auswärtigen Gegnern, nur daß es damals unsere eigenen Mitbürger waren, die aus blinden Vorurteilen und rücksichtsloser Geltendmachung ihrer bürgerlichen Interessen heraus dem jüngsten und feststen Sprößling am Baum der Frankfurter Presse hart zusetzten. Die Gründer und Vorkämpfer der „Volksstimme“ berichten davon in ihren Erinnerungsbeiträgen manche ergötzliche und ernste Probe. Dabei mögen die Methoden des unfertigen Sozialistengesetzes, das in seinen letzten Rügen lag, aber doch noch ein Jahr bei lebendigem Leibe spukte, vieles an der Verschärfung der Gegensätze verschuldet haben, wie sie sich damals auch im Maingau namentlich zwischen Behörden und Arbeitern ausgebildet hatten. Wenn die Frankfurter Arbeitererschaft noch unter der Geltung des Ausnahmegesetzes zur Schaffung eines Parteiorgans schritt, so war das einer der vielen Beweise dafür, daß Macht Recht schafft, nicht aber das geschriebene Recht die tatsächliche Macht. Aus den sozialistengesetzlichen Verfolgungen war auch in unserer Stadt und ihrer Umgegend der Arbeiterbewegung nicht Schwäche, sondern trostige Stärke erwachsen, und sie äußerte sich in der Kraft zur Gründung des lange ersehnten Parteiblattes, sie äußerte sich erst recht in der Fähigkeit, mit der es durchgehalten wurde unmenschlichen Schwierigkeiten zum Trotz, und mit der Steinen zu Steinen für den zunächst so unscheinbaren, aber fest in der Liebe zum Blatt gegründeten Pressebau getragen wurde. Das war dieselbe Kraft, die das 1884 zum ersten und 1887 zum zweiten Mal eroberte Frankfurter Reichstagsmandat mit Sabor als Abgeordneten auch 1890 und 1893 festhielt und es später Wilhelm Schmidt, dem unvergeßlichen Redakteur unseres Blattes, bis 1907 in treue Hände gab.

Als dann die „Volksstimme“ bis Mitte der neunziger Jahre fest im Sattel saß und geschäftlich nicht mehr erschüttert werden konnte, sondern wuchs und gedieh, wie ein pausbäckiger Jüngling,

da begann die zweite Periode ihrer politischen Wirksamkeit. Sie blieb die scharfe Beurteilerin unserer sozialen Zustände und der sozialistische Wegweiser in eine bessere Zukunft, aber sie nahm nunmehr hervorragenden und grundlegenden Anteil an der Schaffung der neuen Arbeitereinrichtungen, auf die und um die herum sich die Frankfurter Arbeiterbewegung aufbaute. Sie war Vorkämpferin bei der Ueberführung der alten Fach- und Lokalvereine in moderne, zentralisierte Gewerkschaften. Sie half der Arbeiterschaft durch gründliche Kritik und rastlose Aufmunterung die Tore der Ortskrankenkasse öffnen und ihre segensreiche Wirksamkeit dort entfalten. Sie setzte mit den beteiligten Gewerkschaftern den wirksamsten Bauarbeiterschutz, den eine Stadt in Deutschland bis dahin gewährte, in unseren Mauern durch und wurde das laute und mahnende Gewissen der Fabrikaufsicht in Frankfurt und Umgegend. Sie stand Pate bei der Gründung des Gewerkschaftsstatutens und vertrat jäh die Notwendigkeit eines Arbeitersekretariats gegen Bedenken in den eigenen Reihen, bis der Plan verwirklicht war und sich auswuchs zu dem Schulhaus von heute, das niemand mehr missen möchte. Vielleicht kam es daher, daß diese schaffende Arbeit neben der agitatorischen solchen Erfolg hatte, wenn unser Blatt auch in allen großen politischen Fragen, die die Gesamtpartei bewegten, immer praktische Gegenwartsideen neben unseren größeren Zukunftsidealen stark betonte, oft gegen manchen Widerspruch aus den eigenen Reihen, dem es niemals aus Bequemlichkeit oder Populärkeitsrücksichten auswich, sondern mit dem es sich offen auseinanderzusetzen suchte. So schon bei der Forderung des in Breslau abgelehnten Agrarprogramms, so im Kampfe für die sozialpolitische Betätigung der Gewerkschaften, so für unsere Teilnahme an den preussischen Landtagswahlen, so für die Besitzergreifung von allen parlamentarischen Machtposten, die uns durch unser Vordringen erreichbar werden. Heute darf sich unser Blatt sagen, daß es damit unsere Bewegung wirksam hat fördern helfen, daß das Meiste von dem einst so heiß umstrittenen selbstverständlichen Wirklichkeit geworden ist. Wie wenig daneben die „Volksstimme“ geneigt war, die theoretische und geschichtliche Belehrung der Massen zu unterschätzen, das bewies sie durch ihre Sammlung alter und neuer Propagandaschriften, die sie von 1903 ab unter dem Titel: „Aus der Waffenkammer des Sozialismus“ als unentgeltliche Sonderbeilage einrichtete und jahrelang fortführte. Noch heute gedenken zahlreiche Freunde hier und auswärts mit besonderer Freude dieses volkstümlich-wissenschaftlichen Unternehmens und benutzen es gern zur Vertiefung ihrer Kenntnisse. Das Scherzwort, daß unser Blatt „auf der Mainlinie tanzt“, hat deshalb seinen guten und soliden Sinn. Die „Volksstimme“ war immer durchdrungen von der Ueberzeugung, daß das volle Auswirken der beiden gleichwertigen Richtungen des Sozialismus, der kritischen und der praktisch schaffenden, und ihre gegenseitige Ergänzung die Größe unserer Kulturbewegung ausmache.

Seit 1900 sind wir in die dritte Periode unserer politischen Wirksamkeit getreten. In diesem Jahre eroberte sich die Frankfurter Partei, deren Preisfechter in diesem Fall die Bodenheimer Genossen waren, den ersten Stadtverordnetenstich im Frankfurter Rathaus. Dazu war eine beispiellos geduldige und harte Vorarbeit nötig; die „Volksstimme“ darf von sich sagen, daß sie ihr redlich Teil dazu geleistet und diese Arbeit fortgesetzt hat, um



die sozialdemokratische Fraktion im Stadtparlament zu der Stärke und dem Einfluß von heute zu bringen, da sie mit 21 Stadtverordneten rund ein Drittel aller Sitze einnimmt und die zweitstärkste Partei der Stadtverordneten-Versammlung ist. Nun sprechen die Arbeiterschaft und ihre Presse ein gewichtiges Wort in allen Entscheidungen über das Schicksal unserer Großstadt mit. Wir stehen nicht mehr außerhalb, sondern innerhalb des Hauses, das bürgerliche Monopol im städtischen Informationsdienst und in der Verwaltung ist beseitigt, unsere Verantwortung ist gestiegen. Im Umkreise aber hatten sich inzwischen die Organisationen von Höchst, Wiesbaden und Hanau, um nur die größeren zu nennen, ebenfalls ausgebaut. Sie drangen allmählich ebenso siegreich in die Gemeindeverwaltungen der größeren und kleineren Orte, die Reichstagsstädte für Höchst und Hanau wurden immer sicherer Bestände. Und ähnlich hat sich die Frankfurter Sozialdemokratie bei der Vertretung im Reichstage durchgesetzt. 1907 wurde ihr der Sitz im deutschen Parlament entzogen. 1912 hat sie ihn wiedererobert, ganz auf sich angewiesen, völlig aus eigener Kraft, ohne jedes kompromittierende Bündnis. Auch hieraus fließen unserem Blatt reichere Informationsquellen, auch bei diesem stolzen Sieg hat es sich betätigen dürfen als Vorreiter im Kampfe, dessen Schild reichlich mit den Speeren der Gegner gespickt wurde. Aber immer heftiger und leidenschaftlicher sind die Wahlkämpfe geworden in Frankfurt und in den umliegenden Wahlkreisen. Immer vielseitiger und dringender werden dadurch auch die Anforderungen der Außenbezirke an unser Blatt, und immer unentbehrlicher gegenseitiges Verstehen und Zusammenarbeiten. Ganz draußen, wo erst für die Anfänge unserer Bewegung noch Bahn gebrochen werden muß, soll und will die „Volksstimme“ kühner Pionier sein; wo wir schon stark sind und Einfluß und Verantwortung haben, soll und will sie politisch abwägen und klug raten helfen. Unsere Presse muß heute überall zwei Aufgaben zugleich gewachsen sein: der Agitation und der politischen Tat. Der Sozialismus schließt beide Aufgaben ein. Und die Fühlung mit den Volksmassen tut das übrige. Ohne sie ist keine Arbeiterzeitung denkbar. Dafür verdankt die Arbeiterpresse den Tausenden von Unbekannten, die sich für sie einsetzen, das einzigartige Vertrauen, das sie genießen.

Die Weltkrisis, die der jetzige Krieg bedeutet und in die unser Jubiläum fällt, wird die Verhältnisse und die Menschen, ihr Denken und ihr Fühlen umgestalten. Sie macht die Presse zur furchtbaren Kriegschronik und Sozialisten zu entschlossenen militärischen Verteidigern ihrer Heimat, weil sie jeden zwingt, Stellung zu nehmen zu den ungeheuren Ereignissen, und weil jeder bestrebt sein muß, den heimatlichen Boden für seine und seines Volkes Arbeit zu erhalten. Die Aufgabe der unerschrockenen Presse in diesen rauen Tagen ist nicht leicht. Sie soll die Fahne der Kultur auch im Kriege hochhalten suchen und doch mitstreiten an der Seite der Volkskämpfer, die ihr Land vor einer ruinierenden Niederlage schützen, weil die Lasten und die Hindernisse für die Fortentwicklung der Massen sonst unaussprechlich würden. Die „Volksstimme“ hat sich mit allen Instanzen unserer Partei entschlossen hinter das bedrohte Vaterland und unsere Truppen im Felde gestellt, die zu zwei Dritteln aus Arbeitern bestehen. Aber sie wird ebenso entschlossen für den Sozialismus und die Gleichberechtigung aller Staatsbürger kämpfen, wenn der ersehnte Frieden unserer Heimat zurückerobert ist. Wenn jemals, so hat

sich das deutsche Proletariat diese Achtung jetzt verdient. Deshalb an die Arbeit im zweiten Vierteljahrhundert unseres Bestehens unter der alten, stürmerprobten Kampffahne:

Mit dem Volk, durch das Volk, für das Volk!

Die Gründung der „Volksstimme“

Von Georg Maier, Frankfurt a. M.

Das Jahr 1889, in das der Beschluß der Frankfurter Parteigenossen fiel, zur Gründung der „Volksstimme“ zu schreiten, war im politischen Leben der hiesigen Arbeiterschaft in mehr wie einer Hinsicht ein Wendepunkt.

Der Druck, mit dem der Belagerungsstand des Ausnahmegesetzes seit Jahren jede öffentliche politische oder gewerkschaftliche Tätigkeit niederhielt, ließ sich kaum mehr ertragen, und das Sozialistengesetz trachte in allen Zügen. Dazu rückte der Termin der Reichstagswahlen (Februar 1890) und damit die große Abrechnung immer näher. Das Bedürfnis nach regerem politischen Leben machte sich mit Uebermacht geltend. Im Januar 1889 ging ein Frankfurter Geheimbundsprozeß zu Ende, der bereits im November 1888 begonnen worden war, jedoch für die Polizei, trotz riesiger Anstrengung ein gar mageres Resultat lieferte. Trotz zahlreicher Vernehmungen und Hausdurchsuchungen konnte nur gegen den Schreiber dieser Zeilen die Anklage aufrecht erhalten werden. Im Frühjahr 1889 kamen dann die Genossen Emmel und Josef Krämer nach Frankfurt und gaben der Bewegung durch ihr kräftiges öffentliches Auftreten neuen Antrieb. Öffentliche Versammlungen wurden von der Behörde, die selbst die Unhaltbarkeit des Ausnahmezustandes fühlte, zum Teil verboten, zum Teil genehmigt. Die örtlichen Fachvereine der Berufsgenossen halfen tüchtig mit, das Eis zu brechen. Bald hielten die Schneider, dann die Schreiner, die Schuhmacher, die Metallarbeiter oder die nichtgewerblichen Arbeiter öffentliche Versammlungen ab, durchweg mit politischen oder wirtschaftlichen Tagesordnungen. Die zahlreich besuchten Versammlungen wurden vielfach aufgelöst; auch kam es mehrmals zu Zusammenstößen mit der Polizei. So bei den Schuhmachern in der Konfordia, bei den Schneidern in Gräfs Garten. Die öffentliche Tätigkeit der Frankfurter Arbeiterschaft war so intensiv, daß innerhalb 2 Monaten 14 Versammlungen verboten und 4 aufgelöst wurden. Für die damalige Zeit eine ganz respectable Leistung! Auch in der Umgebung erhielt die Bewegung neuen Anstoß. So konnten Versammlungen in Höchst, Homburg, Bibbel abgehalten werden, die mehr oder minder politischen Charakter hatten.

In einer Frankfurter Versammlung vom 2. Oktober 1889 kam ein Antrag Emmel zur Annahme, einen Wahlverein für den Reichstagswahlkreis Frankfurt a. M. zu gründen. Zur Ausführung dieses Beschlusses wurde eine Kommission eingesetzt. Aber noch während die Kommission über die Statuten beriet, wurde der Verein bereits am 5. Dezember verboten und die Kommission, darunter Emmel und Stunz, wegen Geheimbündelei unter Anklage gestellt. So hinderte man immer noch jede öffentlich kontrollierbare Tätigkeit der Genossen und trieb sie wieder hinein in die Geheimbündelei. Aus dem unbefiegbaren Drang, sich dennoch öffentliche Geltung zu verschaffen, wurde unter solchen Umständen der Gedanke

der Gründung eines Arbeiterblattes geboren. Ich kann mich auf Stunde und Ort der Geburt noch ziemlich gut besinnen.

Im November besuchten Emmel und ich an einem Sonntagnachmittag eine Versammlung in Sprendlingen, wo Genosse Ulrich-Offenbach sprechen sollte. Den Weg von Jsenburg nach Sprendlingen machten wir zu Fuß. Wie es ja nicht anders sein konnte, drehte sich unsere Unterhaltung um unsere politischen Schmerzen. Emmel bedauerte lebhaft, daß in Frankfurt kein Parteiblatt bestünde, und pläzte ganz unvermittelt mit dem Plan heraus, ein solches entstehen zu lassen. Er meinte, daß die linksstehenden bürgerlichen Blätter, die bis dahin unseren Veröffentlichungen in ziemlichem Umfang Unterschluß gewährten, doch auf die Dauer diese Belastungsprobe nicht aushalten würden, ganz abgesehen davon, daß es ziemlich mißlich sei, seine Parteischmerzen gegenwärtigen Parteiblättern anzuvertrauen. Emmel hatte richtig geahnt. Bald darauf brachte die „Kleine Presse“ einen sehr verberblichen Angriff auf Emmel und seine hiesige Parteitätigkeit, was den Plan der Blattgründung stark vorwärts trieb. Ich war zunächst ganz verblüfft über den Vorschlag. Denn ein Blick auf unsere finanzielle Lage zeigte uns gähnende Kassenleere. Ich hatte auch sonst noch Einwendungen zu machen. Das Blatt würde verboten werden, denn das Sozialistengesetz bestand ja noch. Auch würde die Agitation für das Blatt sehr schwer, wenn nicht unmöglich sein. Meine finanziellen Bedenken suchte Emmel zu zerstreuen. Er setzte auseinander, daß das neue Blatt vorläufig ein Kopfblatt des Offenbacher Parteiorgans sein sollte, so daß das finanzielle Risiko dem Offenbacher Unternehmen zufalle. Nur der Kopf und ein Frankfurter Teil sollten für uns besonders hergestellt werden. Die anderen Schwierigkeiten, meinte Emmel, müßten sich überwinden lassen. Es sei ein Anfang, auf dem eventuell weiter gebaut werden könne. Auch die tätigen Genossen, mit denen ich in den nächsten Tagen sprach, schüttelten bedenklich den Kopf über die Anregung Emmels.

Ich mußte aber gestehen: ich war für einen „Versuch“ gewonnen. In einigen weiteren Zusammenkünften erörterten wir den Vorschlag, worauf am 12. Dezember 1889 Emmel einer Volksversammlung im Meriansaal den Antrag auf Gründung eines Parteiblattes für Frankfurt unterbreitete. Nach Rede und Gegenrede wurde der Antrag angenommen und bestimmt, daß der Titel „Volksstimme“ heißen sollte. Dafür, welcher Kampfgeist unter den Genossen herrschte, sprach die aus der Versammlung kommende Anregung, gleich mehrere Titel zu bestimmen, damit bei einem eventuellen Verbot sofort ein anderer zur Hand sei. In dieser Versammlung wurde auch unser unvergeßlicher Wilhelm Schmidt als Kandidat für die im Februar 1890 bevorstehende Reichstagswahl proklamiert. Froh und stolz über das Erreichte gingen wir an jenem Abend auseinander!

Man muß sich nur vergegenwärtigen, welche Tat damals der Gründungsbeschluß bedeutete und welche ungebrochene Kampfeslust und Begeisterung er voraussetzte. Ohne jede Organisation, lediglich auf das gegenseitige persönliche Vertrauen hin begründeten die Genossen ein Unternehmen, das ihre beste Waffe im Kampfe werden sollte. Die Zeit war eine der arbeitsreichsten, aber auch der schönsten. Sie miterlebt und dabei mitgewirkt zu haben, bedeutet unausslöschliche Erinnerungen für jeden Beteiligten.

Feuilleton.

Aus der Geschichte der Preßkommission.

Von Edoard Gräf, Frankfurt a. M.

Wenn man beim Jubiläum unserer „Volksstimme“ von Vergangenheit und Gegenwart spricht, dann darf man auch die Preßkommission nicht vergessen. Bei der Gründung unseres Blattes wurden der neuerrichteten Kommission alle möglichen Wünsche mit auf den Weg gegeben, damit sie das Sorgenkind möglichst bald zum Laufen bringe. Aber wie schwer wollte unser Kindlein das Laufen lernen. Heute hält man es manchmal gar nicht mehr für möglich, daß uns damals solch enorme Schwierigkeiten gemacht werden konnten. Nicht allein die Polizeibehörde und der Herr Staatsanwalt waren unsere schärfsten Gegner, sondern die Arbeiterschaft selbst, an die wir uns wenden wollten, versagte zu Anfang ganz unverständlich. So armselig das Blatt anfangs ausgestattet war, so sparsam auch gewirtschaftet wurde, das Defizit wollte nicht schwinden.

In den Versammlungen der Partei kam natürlich immer und immer wieder die Sprache auf unser Blatt und auch damals fanden sich Genossen genug, die bald eine recht „energische“ Sprache, dann wieder eine recht „vorsichtige“ verlangten. Ja, es kam mal soweit, daß die damaligen „Jungen“ der Redaktion vorwarfen, daß sie unser Blatt „in Generalanzeigermanier“ redigierten. Es sei daher kein Wunder, daß die Arbeiter das Blatt nicht lesen wollten!

Für das Defizit wurde natürlich in erster Linie die Preßkommission verantwortlich gemacht. Dieser Mei-

nung war ich auch als junger Dachs. Ich sprach mich in einer Versammlung im Meriansaal darüber gründlich aus, brüstete mich mit meinen Kenntnissen als Drucker und „Mann vom Fach“ und siehe da — ich wurde in die Preßkommission gewählt. Nun war ich mit verantwortlich gemacht worden und sollte alle Fehler, die wir bisher am Viertische oder in den Versammlungen so lebhaft kritisierten, vermeiden helfen und das Blatt so heben, daß es endlich „frei von Berlin“ würde. Unvergeßlich ist mir das Vahen von Wilhelm Schmidt nach dieser Versammlung gewesen, als auch er mir die Hand drückte und „gratulierte“. Er meinte treuherzig: „Mit Euch wern mer aach fertig wern“. Und sie wurden mit uns fertig, wenn es auch manchmal recht schwer für beide Teile wurde.

Dann kamen die Sitzungen der Preßkommission, die damals meistens bei Althaus in der Graubengasse abgehalten wurden. Ein Parteibüro hatten wir nicht, der „Erlanger Hof“ wurde erst viel später gemietet. In diesen denkwürdigen Sitzungen ging es oft recht lebhaft zu. Wie oft kam der alte Althaus zu uns herein, machte sich zu schaffen und meinte: „Schreit doch net so, die Leut bleibe ja drauße steh“. So tobte der Kampf, der Kampf um die Presse und den Ausbau unserer Zeitung. Es war aber nicht böser Wille noch Absicht, der armen Redaktion und Expedition das Leben noch schwerer zu machen, sondern meist unsere Ohnmacht, etwas Besseres zu leisten als unsere Vorgänger, die wir doch in Grund und Boden verdammt hatten, deren Unfähigkeit „zum Himmel schrie“, wie ein Kritiker damals so schön gemeint hatte. Hatte die Expedition ihren Bericht erstattet, daß wieder 25 neue Abonnenten gewonnen, dafür aber 18 „abgesprungen“ waren, dann gings los. Natürlich war die ganze Expedition, die nur aus einem Mann bestand,

total „unfähig“. Immer und immer wieder hieß es: „Warum gehts wo anders?“ Einzelne Mitglieder der Kommission hatten sich so verbissen, daß sie alle Gerüchte von Fortschritten unserer Parteiorgane in Leipzig, Dresden usw. für bare Münze nahmen, bis einmal bei einer Aussprache im „Rebstock“ hier unser alter Freund Singer klaren Wein einschenkte. Wo anders war es auch so! Das war wohl für acht Tage etwas Trost, länger hielt er aber nicht an. In der nächsten Sitzung gings schon wieder los.

Hauptsächlich, wenn unser „Wilhelm“ in seiner Art das „Strafregister“ verlesen hatte und die Summen, die der Staatsanwalt wieder schluden wollte. Da gabs einen Sturm. „Eine vorsichtige Redaktion spart Geld“ und „Ihr werfts zum Fenster raus“, so rief man dem Unglücklichen zu. Dröhnend fuhr die Faust von Wilhelm auf den Tisch: „Dann macht Ihr!“ Worauf sich die Gemüter wieder etwas beruhigten und „Wilhelm“ hinzufügen konnte, daß „einige Anklagen neu hinzugekommen“ seien. Ein Stöhnen ging durch die Reihen der ganzen Preßkommission. Und niemals hatte die Redaktion ein solches Pech, wie gerade während unserer Tätigkeit!

Mit doppeltem Eifer sollte daher für den Ausgleich gesorgt werden. Alle Mitglieder der Preßkommission verpflichteten sich, jeden Sonntag selbst Hausagitation zur Gewinnung neuer Abonnenten zu treiben. Ich sprach stolz, für meinen Wohnbezirk Bockenheim „eine ganze Masse neuer Leser zu bringen“. Leider war dies aber in der Praxis nicht so leicht. Wenn ich an einem Sonntag zwei neue Abonnenten gefunden hatte, so war dies sehr günstig. Ich rief daher unsere Bockenheimer Freunde zur Hilfe auf und ein Duzend ging an die Arbeit. Auf mein Resultat konnte ich aber in der näch-



Die Ausführung wurde sofort in die Hand genommen. Zu Weihnachten schon sollte die Probenummer verteilt werden. Es klappte auch. Die Weihnachtsfeiertage und Neujahr wurden eifrig zur Werbung von Abonnenten benutzt. Zunächst war der Ertrag nicht sehr ergiebig. Einige hundert Abonnenten waren die ganze Ausbeute der nicht geringen Anstrengung. Ein Ergebnis, das manchen von uns mahnte, seine Hoffnungen nicht allzu hoch zu spannen.

Vom 2. Januar 1890 an bekamen wir täglich die „Volksstimme“ vierseitig zum Preise von 80 Pfg. pro Monat von Offenbach geliefert. Die Redaktion wurde zunächst von der Redaktion des „Offenbacher Abendblattes“ besorgt, die Expedition von Frankfurter Genossen, zuerst ehrenamtlich in einem Zigarrenladen Schnurgasse 9 (jetzt abgerissen), später im Kolleg der Wirtschaft des Genossen Radn in der Papageigasse. Daß uns tätige Genossen der Zustand besonders befriedigte, kann nicht gesagt werden. Besonders von den Arbeitern wurden uns immer in Bezug auf Nachrichten, sowie in technischer Hinsicht die bürgerlichen Blätter vorgehalten. Allein diesen Wünschen konnte erst nach jahrzehntelanger Arbeit und nachdem Partei und Gewerkschaften eine damals nie geahnte Entwicklung genommen hatten, Rechnung getragen werden.

Aber Fähigkeit und unermüdete Arbeit haben es vermocht, durchzuhalten. Jetzt nach 25 Jahren hat unsere „Volksstimme“ mit ihrer Abonnentenzahl, wie mit ihrer redaktionellen und technischen Ausstattung die kühnsten Erwartungen des Gründungsjahres erreicht und übertraffen.

Vor 25 Jahren.

Von Reichstagsabgeordneten Fr. Brühne - Frankfurt a. M.

Zerbrechen wir die sozialdemokratische Organisation und Presse, und die sozialdemokratische Partei existiert nicht mehr! Diese Worte sprach der preussische Minister v. Puttkamer im Jahre 1878 bei Beratung des Sozialistengesetzes im deutschen Reichstag. Und die Zerstörung wurde nach Annahme des Sozialistengesetzes im ganzen Deutschen Reich durch die Polizeibehörden gründlich durchgeführt. Am 21. Oktober 1878 trat das Sozialistengesetz in Kraft, schon am 20. Oktober, nachmittags, wurde unser damaliges Frankfurter Parteiblatt der „Volksfreund“ verboten und die Druckpresse versiegelt. Der Wahlverein, die Gewerkschaften und die Arbeiter-Gesangsvereine wurden aufgelöst. Die Parteiorganisation hatte zu jener Zeit in Frankfurt a. M. an 150 Mitglieder, die Gewerkschaften besaßen insgesamt 700 bis 800 Mitglieder.

Alle Versuche, neue Parteiblätter zu gründen, wurden von den Polizeibehörden zu nichte gemacht. Im Januar 1879 erschien in Leipzig ein neues Blatt „Der Reichsbürger“, der auch in Frankfurt 70 Abonnenten hatte; nach zweimonatlichem Erscheinen wurde auch dieses Organ unterdrückt. Um eine Verbindung zwischen den Parteigenossen in Deutschland zu schaffen, mußte in der Fremde, in Zürich, der „Sozialdemokrat“ herausgegeben werden. Er hatte auch in Frankfurt trotz aller Verfolgungen seine festen Abonnenten. Wir sprachen hier in dieser bösen Zeit vom „Käs“, wenn wir das Züricher Blatt meinten.

sten Sitzung der Preßkommission nicht besonders stolz sein — und erst die Gesichter „unseres Personals!“ Ja, Theorie und Praxis!

Unvergeßlich ist mir eine Sitzung, in welcher Wilhelm Schmidt, der ja vorher seine schöne Stellung in der Firma Dondorf, auf mein Betreiben mit, aufgegeben hatte, uns nach einer recht lebhaften Kritik zurief: „Hätt' Ihr mich doch bei der Lithographie gelasse, Ihr Herrgottsfrauentöchter!“

Oftmals wurde auch in der Preßkommission die Frage aufgeworfen, ob denn nicht die umliegenden Kreise Vermittel ausbringen könnten, um der Not ein Ende zu machen? Besprechungen mit den Führern der einzelnen Wahlkreise fanden auch statt. Aber das Resultat war: „Wir haben auch nix“. Helfen konnte da eben kein Kreis und die Frankfurter mußten ihr Sorgenkind weiter zu ernähren suchen.

Ich hatte auch einmal den Auftrag, bei Bebel für die Erhöhung des „Berliner Zuschusses“ zu wirken. Die Gelegenheit fand sich bald, denn Freund L. Opificius teilte mir mit, daß „August“ käme. Und der Alte ließ mich reden und reden und meinte dann zum Schluß: „Glaubt Ihr Frankfurter denn im Ernst, daß wir nur ein Blatt zu unterstützen haben?“ Er zählte mir dann die vielen Kostgänger des Parteivorstandes auf und ich wurde still. Bebel war auch damit einverstanden, daß die Veruche wiederholt würden, die Zeitungen in Offenbach, Frankfurt und Mainz zu einem großen Blatte zu vereinigen. Es sei nur die Frage, ob dies durchführbar sei. Zum Schluß ging ich mit dem festen Vorsatze im Herzen hinweg, nie wieder einen solchen Auftrag zu übernehmen. Frankfurt war eben auf sich selbst angewiesen und mußte sich zu halten suchen.

Nach einiger Zeit wurde eine kaufmännische Kraft

Endlich im Jahre 1889 stand fest, daß das Sozialistengesetz nicht mehr verlängert werden würde und somit am 21. Oktober 1890 ablief. Die Sozialdemokratie war nach einem schweren Kampfe von zwölf Jahren Siegerin geblieben. Kein Wunder, daß in allen größeren Orten die Genossen mit der Gründung von Parteiblättern begannen. Auch wir in Frankfurt unterhielten uns in engeren Parteikreisen über diese Frage, und Freund Georg Maier berichtet an anderer Stelle dieses Blattes das Nähere darüber. Als wir im Frühjahr 1890 Genossen Hoch als unseren ersten „eigenen“ Redakteur gegen ein Monatsgehalt von ganzen 80 Mark anstellten, da meinte ein längst verstorbener Genosse: „Wie sollen wir die 80 Mark aufbringen?“ Tatsächlich ist es uns auch oft schwer gefallen, das Geld zusammenzubringen. Einige begüterte Genossen halfen manchmal aus, wenn sie auch oft meinten: „Es wird ja doch nichts mit dem Blättchen!“

Nach langem Suchen in der ersten Uebergangszeit fanden wir in der Mainstraße zwei Zimmer, in denen wir unser Heim aufschlugen. Die Genossen Georg Maier und Michael Fischer wurden als Mädchen für alles mit der geschäftlichen Arbeit betraut. Genosse Fischer trug die einigen Hundert Nummern vom Lokalbahnhof Sachsenhausen, wo sie aus Offenbach abgeliefert wurden, immer höchst persönlich in die Mainstraße.

Daneben ging es fortgesetzt auf die Abonnentensuche. Genossen, die 3 bis 4 Abonnenten brachten, wurden als Helden gefeiert. In der Umgegend gelang es uns zuerst, den Wahlkreis Höchst-Misingen für das Blatt zu erobern. Zu diesem Zweck hielten wir in Höchst, Rödelheim, Nied, Sossenheim, Oberursel und Homburg viele Versammlungen ab. Besonders lebhaft erinnere ich mich noch an eine gut besuchte Versammlung in Rödelheim. Nachdem Genosse Hoch und ich dort eine geschlagene Stunde gesprochen und Genosse Rudolph in dringenden Worten aufgefordert hatte, die „Volksstimme“ zu abonnieren, machten wir 18 neue Abonnenten. Das war ein großer Erfolg. Stolz wie die Spanier zogen wir von dannen.

An Verfolgungen und Strafen hat es der „Volksstimme“ von Anfang an nicht gefehlt. Eine seiner ersten Strafen erhielt Genosse Hoch wegen eines Sedanartikels, den Genosse Emmel verbrochen hatte. Kurz nach seiner Verurteilung wurde Hoch verhaftet und zur Ubühung seiner Strafe in das Gefängnis nach Köln überführt. Tapfer ertrug die Genossin Hoch, die junge Frau unseres Redakteurs, ihr Schicksal. Nach wenigen Monaten ihrer jungen Ehe, und während ihr Mann im Gefängnis saß, lehrte sie zu ihren Eltern nach Zürich zurück. Sehr schwer war es für die Familie Hoch, eine Wohnung zu finden, als Hoch aus dem Gefängnis zurückkehrte. Unsere Spießer wollten keinen so gefährlichen Sozialdemokraten in ihr Haus aufnehmen. Heute urteilen auch diese Leute anders über unsere Genossen.

Fünfundzwanzig Jahre sind seit der Gründung der „Volksstimme“ verflossen, viele von den Genossen, die damals eifrig mitgearbeitet haben, ruhen unter dem grünen Rasen, die noch Lebenden sind alt und grau geworden. Mögen sich die jüngeren Genossen ein Beispiel an den Alten nehmen und nicht ruhen und rasten, bis die „Volksstimme“ in jeder Arbeiterfamilie gelesen wird.

Die „Volksstimme“ ist heute eines der besten deutschen Parteiorgane. Die schweren Kämpfe, die nach diesem schrecklichen Kriege kommen werden, können nur durchgeführt werden, wenn durch die Presse Klarheit in die Köpfe der Massen gebracht wird. Deshalb an die neue Arbeit mit der alten Begeisterung!

gewonnen, um den Betrieb vorwärts zu bringen. Genosse A. Dunkelberg hatte die Bücher übernommen und wollte das Defizit schnell beseitigen. Es glückte ihm aber auch nicht, denn wo die Abonnenten fehlen, die Geschäftsleute aus reiner Angst vor der Polizei keine Annoncen aufgeben wollten, nützte auch die „kaufmännische Buchführung“ wenig. Wir waren deshalb nicht wenig verblüfft, als Dunkelberg eines Abends in einer Sitzung, unterstützt von Freund Georg Maier, ganz faktbündig erklärte, daß das Blatt — ohne Telephon nicht mehr auskomme. — Ein Telephon! Wir sahen uns sprachlos an. Diese Redheit! Dem einen war die geplante Anschaffung eine „ganz nützliche Ausgabe“, die „Fortgeschrittenen“ wieder meinten, daß sich das wohl ein Geschäftserlauben könne, welches schon über einen gewissen Kundenkreis verfüge. Später wollte man darüber reden, aber jetzt? Unmöglich, einfach unmöglich! Die Mittel erlaubten das nicht. Die Sache wurde vertagt, da die Anschaffung ja „über 100 Mark kostet“. Wider alles Erwarten kamen die beiden in der nächsten Sitzung schon wieder mit ihrem Telephonantrag und wieder gab es große und heftige Debatten. In der höchsten Erregung rief einer unserer Genossen den beiden Antragstellern höhnisch zu: „Mit wem wollt Ihr denn pappeln, Ihr habt ja gar kein Kundenschaft!“ Für den Verkehr mit den Abonnenten brauche man kein Telephon, weil diese ja auch nicht angeschlossen seien. Ich wollte die Sache retten, indem ich den Antrag stellte: „Vertagung auf ein Jahr“. Da plakten die beiden mit der Eröffnung heraus: „Geht nicht, das Telephon ist schon angeschafft“. Unbeschreiblich war der Tumult, der hierauf entstand. Ich glaube, daß ich auch sehr laut gewesen bin. Einmal, weil ich die Anschaffung für ziemlich zweckmäßig hielt, im Geschäftse auch gerne selbst telephonierte, zweitens, weil ich gerade die „Situation“ mit

Wirtschaftliche Zustände vor 25 Jahren.

Von einem alten Frankfurter „Wähler“.

Die Lebensmittel, Mieten, sowie alle Verbrauchsgegenstände sind im Preise während der letzten 25 Jahre ganz ungeheuerlich gestiegen. Auch die Löhne gingen stark in die Höhe; aber sie erreichten noch nicht entfernt die Steigerung der Preise.

Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre waren die Gewerkschaften noch zu schwach, um bessere Löhne zu erringen. In vielen Branchen war die Bezahlung geradezu traurig. Ein tüchtiger Schuhmachergeselle z. B. bekam für ein Paar Damenstiefelböden 2.80 bis 3 Mark, für Herrenstiefelböden 4 bis 5 Mark. Heute werden für Damenstiefel 7.25 bis 7.75 Mark und für Herrenstiefel 6.75 bis 9 Mark bezahlt. Die Wochenlöhne ohne Kost und Schlafstelle betrugen 12 bis 16 Mark. In den Bäckereien war 14. bis 16stündige Arbeitszeit mit Löhnen von 8 bis 10 Mark nebst Kost und Schlafstelle. Bei den Brauereiarbeitern waren die Zustände nicht besser. Es mögen jetzt 30 Jahre her sein, da ging ich mit dem verstorbenen Genossen Steuer an einem Sonntag-nachmittag auf einige hiesige Brauereien, um auch diese Arbeiter auf die Organisation aufmerksam zu machen. Wir kamen da aber schlecht an. Die Leute hatten für solche Fragen kein Verständnis, trotzdem auf den Brauereien noch böse Zustände herrschten. Die Arbeitszeit dauerte von morgens 5 bis abends 9 und 10 Uhr; die ledigen Arbeiter hatten ihre Schlafstellen in der Brauerei. Der Wochenlohn betrug 15 bis 18 Mark; hier konnten die Arbeiter trinken, soviel sie wollten, und das geschah denn auch in reichlichem Maße; das Bierjag der bekannte Sternwirt! Iles Tag und Nacht, einer wollte immer mehr trinken können, wie der andere, betrunken legten sich viele dieser Arbeiter mit den Kleibern zu Bett. Wo konnte unter diesen Umständen Sinn für Organisation herkommen? Und welches Erziehungswert haben Gewerkschaft und Partei an diesen Arbeitern vollbracht! Heute sind es nüchterne, besonnene Menschen. Die Arbeitszeit ist heute halb so lang wie früher, die Löhne sind ums Doppelte gestiegen.

Elende Löhne hatten zu jener Zeit auch die Maurer und Bauarbeiter: 27 Pfg. Stundenlohn bei schwerer Arbeit. Auslauffer wurden in großen Geschäften mit 14 bis 18 Mark bezahlt, 18 Mark galt als ein sehr hoher Lohn. Ich erinnere mich noch an eine Armenpflegerin in der Altstadt. Der Inhaber eines großen Kaufmannsgeschäfts hatte sich an den Armenvorsteher gewendet mit dem Ersuchen, man möchte doch seinem Auslauffer eine Armenunterstützung geben, der Mann bekomme nur 16 Mark Wochenlohn, habe aber fünf Kinder und könne mit dem Lohn nicht auskommen. Eine größere Dreifigkeit konnte man sich nicht denken. Die Stadt sollte also das darauflegen, was der reiche Kaufmann zu wenig zahlte!

Im Schlafstellenwesen herrschten damals schreckliche Zustände. Die Arbeiter mußten zu Zweien in einem Bett schlafen, die Bettwäsche wurde in vielen Fällen kaum alle drei Monate gewechselt. Die Folge davon war, daß ein großer Teil Arbeiter das ganze Jahr mit der Krätze behaftet war, am meisten war die Krätze unter den Bäckereiarbeitern verbreitet. Nicht selten hatten vier Mann ein Bett, in welchem am Tage die Bäder und nachts die Hausburken schliefen. Bebel hat hier mit seinem bekannten Buch gründlich hineingeleuchtet.

Viele jüngere Genossen wissen nichts mehr von jenen Zuständen. Wer aber den Abstand von damals und heute kennt, weiß auch zu schätzen, was unser Blatt an der Hebung der Kultur des werktätigen Volkes mitgearbeitet und erreicht hat.

meinem Antrage retten wollte, und nun diese Blamage. . . Es war einfach unerhört, was sich die Leute herausnahmen! Ohne den Willen, ja gegen den Willen der Preßkommission, die doch „für alles verantwortlich“ sei, diese Bestellung. Am meisten lachte Wilhelm wieder, weil er diesmal verschont blieb, ja er meinte spöttisch: „Das tut sich die Redaktion net erlaube“. In der nächsten Sitzung wurde ernstlich erwogen, wer von beiden Sündern der Hauptschuldige sei, dem man die — Kündigung zuschreiben sollte. Schließlich siegte doch der Verstand. Daß wir laut genug gegen die ruchlose „Eigenmächtigkeit“ unserer Angestellten protestiert hatten, fand fest. Die Leute von der Straße konnten dies sogar bezeugen. Und im übrigen würden die Versammlungen die Abrechnung schon noch bringen.

Wenn ich heute die schönen Räume unseres Blattes durchschreite, denke ich oft an die vergangenen Tage kleinlichen Streites, den die Not und die Armut diktiert hatten und bei dem der Ehrgeiz mitspielte, das Beste für unsere Partei zu leisten. Ich denke dann an die „Räume“ von früher, in welchen Expedition und Redaktion zusammen saßen, und kann dann den gewaltigen Fortschritt ermessen, den unser Blatt doch gemacht hat. In Not geboren, in Not groß geworden! Vergessen wir deshalb nicht die Vergangenheit und lernen wir auch heute noch aus ihr!

Viele der Mitshaffer von damals deckt schon der kühle Regen; die noch am Leben sind, sollen sich freuen, daß das Sorgenkind der Frankfurter Arbeiter so schön sich entwickeln konnte. Wir wollen es deshalb doppelt lieb haben und für einen weiteren Aufschwung alle kräftig arbeiten.

Die Konsumgenossenschaften

sind der beste Schutz gegen unnötige Verteuerung der Lebenshaltung

Diese Erkenntnis war vor 25 Jahren den Warenverbraucher noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Erst Ende der neunziger Jahre wurde dieser Frage in unserem Wirtschaftsgebiet mehr Beachtung geschenkt, nachdem die Arbeiterschaft auf ihren Kongressen in Hannover 1899 und Köln 1905 ihre frühere Segnerschaft gegen die Konsumgenossenschaften aufgaben und die Bahn frei machten. Nun regte es sich allenthalben, in Sachsen, in Hamburg und auch in unserem Gebiet, und von da ab datiert die Entwicklung der Konsumvereine. Diese wurde schon in Friedenszeiten durch den geschlossenen Ring der Produzenten und Großhändler gefördert, deren Truste und Syndikate gebieterisch einen gleichen, festgeschlossenen Kreis der Konsumenten erforderten. Der jetzige unglückselige Kriegszustand, den Lebensmittelwucherer aller Art zur Erzielung ungerechtfertigter hoher Gewinne mißbrauchen, öffnet aber Millionen deutscher Familien die Augen über das wirtschaftliche Bedürfnis einer leistungsfähigen Konsumentenorganisation.

Was Du nicht allein vermagst

das mache in Gemeinschaft mit der breiten Masse der Warenverbraucher, das mache mit der volkswirtschaftlichen Organisation des Konsumvereins, des modernen Konsumentenkartells! Dieser Ruf darf nicht ungehört verhallen. Mit zwingender Gewalt müssen die Kriegstage die großen Massen zu einem planmäßigen und zweckbewußten Zusammenarbeiten zusammenschweißen. Alle redlichen Bemühungen des Staates und der Behörden sind wirkungslos, wenn nicht der Massenbedarf solidarisch durch günstige Einkaufsbedingungen, Barzahlungsprinzip, geringere Transport- und Verkaufsspesen, Sicherung des Absatzes und damit Verminderung des Risikos rationell gestaltet wird. Keiner sage, was kann ich als Einzelnr dazu tun. Das Rezept lautet:

dazu verbinde Dich mit anderen

mit welchen Du gemeinschaftlich ein wichtiges Element wirtschaftlichen und sozialen Fortschritts bildest. Sind doch heute schon die kaum ein Duzend Jahre alten Konsumvereine Großbetriebe größeren Umfangs geworden, welche die lokale Preispolitik kontrollieren und Uebervorteilungen in die gebotenen Schranken zurückweisen. Sie wirken nicht allein regulierend auf die Preisbildung, sondern helfen auch den Kampf führen gegen Fälschung und Uebervorteilung durch den äußeren Schein der Waren und sind mit den hygienischen Einrichtungen ihrer Zentrallager, ihrer Packräume, ihrer Musterbäckereien das wirksamste Mittel gegen Gesundheitsgefährdung durch Unreinlichkeit. Es war eine eigentümliche Sozialpolitik der Behörden, welche unter dem Schlagwort: „Schutz dem Mittelstande“ die segensreiche Tätigkeit der Konsumvereine, die Kaufkraft des Lohnes zu steigern, durch Beitrittsverbote zu unterbinden suchten. Die Reichsbehörden haben unter dem Drucke der Verhältnisse umgelernt und gehören heute zu den Hunderttausenden,

die das Gleiche wollen.

Sie haben seit Beginn der Mobilmachung Gelegenheit gehabt, die höchst wirksamen Einrichtungen der Konsumvereine, welche der Erhaltung der Volkskraft dienen, kennen zu lernen. Sie sahen, wie die ehrliche und gesunde Warenpreisfestsetzung der Konsumvereine der Erwerbsgier unlauterer Elemente einen Riegel vorschob, wie ihre Unterstützungseinrichtungen und Sparkassen zahlreichen Leuten über die Not des Augenblicks hinweghalfen, wie ihre großen, auf der Höhe der Technik und Hygiene stehenden Bäckereien und sonstigen Warenherstellungsbetriebe gute, vollwertige Erzeugnisse lieferten und ein hochwillkommenes Hilfsmittel zur Versorgung der bedrängten Bevölkerung und der Truppen wurden. Sie erkannten die Konsumvereine als gemeinnützige Organisationen im besten Sinne des Wortes und halten es jetzt für selbstverständlich, daß ihre Arbeiter und Beamten einem Konsumverein angehören.

Was die Behörden erkannten, muß das ganze Volk erkennen!
Keiner, der das Bedürfnis hat, seine Lebenshaltung günstiger zu gestalten, versäume daher, einem Konsumverein beizutreten!

4385

Für unser Wirtschaftsgebiet sind dies:

Konsumverein für Frankfurt am Main und Umgegend • Konsumverein Höchst am Main
Konsumverein Wiesbaden • Konsumverein Kl.-Auheim • Konsumverein Rodheim v.d.H.
Konsumverein Sprendlingen • Konsumverein Langenselbold • Konsumverein Siebrich
Konsumverein Mühlheim • Konsumverein Rumpenheim • Konsumverein Schwanheim
Spar-, Konsum- und Produktivgenossenschaft Neu-Isenburg.

Die ersten Kämpfe.

Von Michael Fischer, Frankfurt a. M.

Heute an deinem Jubeltage will ich dir meine Aufwartung machen, um dich zu begrüßen und zu beglückwünschen, liebe „Volksstimme“. So herzlich, und so voller Zuversicht, wie ich dich begrüßte, als du vor 25 Jahren das Licht der Welt erblicktest. So einfach und leicht war es allerdings nicht, dich ins Leben zu rufen.

Meine Mitgründer haben vor mir an dieser Stelle die Einzelheiten der Gründung erzählt. Ich berichte über das, was mir damals besonders oblag, als es galt, das Kindlein aufzuziehen.

Die Zahlungsbedingungen waren mit Offenbach und dem Drucker Ulrich vereinbart, aber Betriebskapital besaßen wir nicht. Es machte sich auch niemand Gedanken darüber, denn das Vertrauen an den Opfermut der Genossen war so felsenfest, daß man sich sagte: kommt Zeit, kommt Rat. Ist das Blatt erst einmal da, so werden es die Genossen nicht im Stiche lassen, so war es auch.

Als Redakteur zeichnete ich, der ich auch die Expedition leitete, für den lokalen Teil sorgte, Inserate suchte, nebenbei die „Volksstimme“ des Abends von Offenbach holen mußte und allen Abonnenten, die weit draußen vor der Stadt wohnten, noch die Zeitung ins Haus zu bringen hatte. Alle diese Posten mußten zunächst im Nebenamt ausgeführt werden. Dies war aber nur möglich, weil der Genosse Knadmus-Bodenheim des öfteren ein, mitunter auch beide Augen zudrückte, wenn sein Geselle mitten in der Arbeit davonlief oder überhaupt nicht zur Arbeit erschien. Die erste Probenummer wurde in einer Auflage von 3000 Exemplaren gedruckt. In der Wirtshaus des Genossen Rahn, Papageigasse, wurde die Expedition eingerichtet, das Mobiliar bestand aus einigen Wirtschaftstischen. Trotz dieser primitiven Einrichtung verblieb die Expedition längere Zeit in dem Lokal. Eine Anzahl rühriger Genossen und Genossinnen saßen und trugen die Probenummer aus, um in den nächsten Tagen wieder vorzusprechen und zum Abonnement aufzufordern.

Die Meinungen über den zu erwartenden Erfolg waren sehr geteilt. Die einen schätzten tausendfünfhundert, andere sogar zweitausend Abonnenten auf den ersten Hieb. Aber o weh, ganze einhundertfünfzig Abonnenten wurden aufgebracht! Aber wir ließen die Hoffnung nicht sinken. In den nächsten Tagen setzte eine lebhafteste Agitation ein; wer als Genosse bekannt war und die „Volksstimme“ nicht abonnierte, galt nicht für vollwertig. In den Wirtschaften, in denen die Arbeiter verkehrten, in den Geschäften, in denen die Arbeiter kauften, wurde versucht, die „Volksstimme“ einzuführen. Infolge dieser regen Tätigkeit der Genossen konnten wir in der zweiten Woche schon fünfhundert Abonnenten mustern. Und so ging es von Woche zu Woche langsam aber sicher vorwärts. Der Abonnementspreis betrug 80 Pfg. den Monat und wurde wöchentlich mit 20 Pfg. erhoben. Schwierigkeiten gab es massenhaft, war doch unter den Gründern nicht ein einziger, der etwas vom Zeitungswesen verstand.

Das Erscheinen der ersten Nummer verursachte bei der Bürgerschaft Sensation, und am Abend an den Bierischen wurde das Ereignis lebhaft besprochen. Bei der Polizei erregte das Erscheinen der „Stimme des Volkes“ Unwillen, der sich denn auch sofort bemerkbar machte, indem man einen unserer Verteiler mit aufs Revier nahm und die Blätter konfiszierte. Die Geschäftsleute, die in der „Volksstimme“ inserierten, wurden von der Polizei aufgesucht und veranlaßt, das Blatt nicht durch Inserate zu unterstützen. Zum Teil mit und zum Teil ohne Erfolg. Weinend kommt da eines Tages eine Geschäftsfrau und bittet uns, ihr Inserat ja nicht mehr zu bringen, ein Beamter habe ihr gesagt, sie verliere die Konzeption und müsse für jedes Inserat 10 Mark Strafe bezahlen. Damit aber das Blatt doch unterstützt werde, wolle sie das Inserat das ganze Jahr weiter bezahlen, was wir aber ablehnten. Ein größeres Geschäft, welches seit Jahren zu den ständigen Inserenten unseres Blattes gehört, schrieb uns, jedenfalls auch beeinflusst, folgendes:

Herr Redakteur!

Bitte mein Inserat nicht mehr in Ihrem Blatte zu bringen, will nicht in Verdacht geraten, mit der Tendenz Ihres Blattes einverstanden zu sein.

Unterschrift.

Aus Versehen erschien aber das Inserat am übernächsten Tage wieder, worauf folgender Brief einlief:

Herr Redakteur!

Nachdem Sie mein Inserat doch wieder in Ihrem Blatte gebracht haben, werde ich, sobald das Inserat nochmals in Ihrem Blatte erscheint, Sie wegen Beleidigung verklagen.

Unterschrift.

Der Herr Redakteur wurde nicht verklagt, aber das Inserat erschien auch nicht mehr. Nicht nur bei den Inserenten, sondern auch bei den Abonnenten erschienen Polizeibeamte und versuchten zu erreichen, daß die „Volksstimme“ abbestellt würde. Verschiedentlich bestellte man daraufhin ab, oder bezahlte ein bis zwei Exemplare und verzichtete auf die Lieferung des Blattes. Minder Furchtjame hielten die „Volksstimme“ verborgen, unter dem Büfett, dem Ladentisch, oder ließen sie in

der Rocktasche verschwinden. Scherereien verursachten uns auch jene, die die „Stimme“ gerne lasen, aber nicht den Mut hatten, zu abonnieren. Klagen über verspätete oder ausgebliebene Zustellung des Blattes nahmen kein Ende. Der Verdacht bestand, und es wurde auch in verschiedenen Fällen festgestellt, daß Miteinwohner die Zeitung aus den Briefkästen herausholten, lasen und den anderen Tag erst wieder in die Kästen zurücklegten. Zahlreich waren die Ausreden der Arbeiter und ihrer Frauen, die dazu herhalten mußten, das Nichtabonnement zu entschuldigen. „Zu wenig Papier, nicht genügend zu lesen, erst muß der Roman in der bürgerlichen Zeitung zu Ende sein, den die Frau mit so großer Spannung gelesen“; eher erhielt der Mann nicht die Zustimmung der Frau, die „Volksstimme“ zu abonnieren. Anderen wieder war der lokale Teil nicht sensationell genug ausgeputzt, die Gerichtsverhandlungen kamen zu kurz, die Standesamtsnachrichten erschienen nur alle Woche einmal. Ausrede über Ausrede, nur um sich vor dem Abonnement drücken zu können!

Aber es ging vorwärts. Die Zahl der Abonnenten und der Inserenten stieg stetig. Das Arbeiterblatt fand immer mehr Anerkennung in Arbeiter- und Bürgerkreisen. Die politischen und gewerkschaftlichen Organisationen bedienten sich ihrer Presse ausschließlich. Jeder Arbeiter, der die Vorgänge im Partei- und Gewerkschaftsleben verfolgen wollte, war gezwungen, die „Volksstimme“ zu lesen.

Die primitiven Räume der Expedition, die sich vorübergehend auch einige Tage in einem Zigarrenladen in der Schnurgasse befanden, genügten längst nicht mehr. Es mußten andere Räume beschafft werden. Diese wurden gefunden in einer Parterrewohnung des Hauses Mainstraße 15. Ende April oder Anfang Mai 1890 wurde die Expedition nach dort verlegt. Kaum waren wir eingezogen, so fand die erste Hausdurchsuchung statt. In einer Nummer war von dem durch die Friedhofssaffäre so bekannt gewordenen Polizeikommissar Meier die Rede. Darin wurde eine Beleidigung gefunden, was zur Hausdurchsuchung Veranlassung gab. Die Beleidigung wurde mit 30 Mark Geldstrafe geahndet. Es war dies die erste Strafe, die über die Redaktion verhängt wurde und der später noch so viele und schwere folgten.

Dann glückte die Anstellung des Genossen Hoch, das Blatt verbesserte sich inhaltlich, aber der erste Sedanartikel des neuen Mitkämpfers trug ihm wegen „Hochverrat“ mehrere Monate Festungshaft ein. In diesen Tagen war es, wo die Genossen Rajenstein und Feudrich zeitweilig die Vertretung der Redaktion übernahmen.

Dadurch, daß die Redaktion und Expedition in Frankfurt, die Druckerei in Offenbach sich befanden, entstanden mancherlei Schwierigkeiten technischer und auch anderer Art. Die Genossen beschäftigten sich deshalb mit der Frage, die „Volksstimme“ in Frankfurt drucken zu lassen. An eine eigene Druckerei, die ebenfalls in Erwägung gezogen wurde, konnte noch nicht gedacht werden.

In der Firma Schmidt & Kobisch, die die Druckerei des selig entschlafenen „Lokalanzeigers“ von Kruthoffer in der Katharinenpforte erstanden, wurde die Verfassung gefunden, die sich bereit erklärte, die „Volksstimme“ in Druck zu nehmen. Am 1. Mai 1891 erschien die erste Nummer aus der neuen Druckerei.

Wer heute durch den Großen Hirschgraben geht und vor dem stattlichen Gebäude der Frankfurter „Volksstimme“ steht, kann sich wohl kaum ein Bild davon machen, wie schwer es war, die „Volksstimme“ aus den kleinen Anfängen heraus auf ihren heutigen Stand zu bringen. Oft sah es aus, als wenn die Schwierigkeiten unüberwindlich seien; aber immer und immer wieder wurde mit frischem Mute zugegriffen. Manche Tages- und Nachtstunden saßen die Genossen zusammen, um zu beraten. Oft gingen die Meinungen über den einzuschlagenden Weg stark auseinander, die Beschlüsse fielen aber immer so aus, daß sie dazu beitrugen, unsere Presse wieder ein Stück vorwärts zu bringen.

Fünfundzwanzig Jahre ununterbrochenen Kampfes im Interesse der notleidenden Menschheit hast du hinter dir: du warst eine treue Bundesgenossin im Ringen um politische Freiheiten, eine gute Helferin im Kampfe gegen das mächtige Kapital, eine nicht zu unterschätzende Stütze bei Lohnkämpfen, eine Interessen-Vertreterin der werktätigen Bevölkerung und eine Tribüne zur Aufklärung der Massen, immer getreu den Grundsätzen des sozialdemokratischen Parteiprogramms. So war es gedacht, so hast du es durchgehalten! Was sich in den fünf- und zwanzig Jahren alles im Partei- und Gewerkschaftsleben abspielte, spiegelt sich in der „Volksstimme“ wider, und wer einmal berufen ist, die Geschichte der Frankfurter Partei- und Gewerkschaftsbewegung zu schreiben, wird nicht zuletzt zur „Volksstimme“ greifen. Die Wünsche Zehntausender Proletarier werden dir an deinem Jubeltage entgegengebracht und begleiten dich auf deinem weiteren Lebenswege. Möge dieser weniger dornenvoll, aber desto erfolgreicher sein!

Die erste Redaktionszeit.

Von Gustav Hoch, Hanau a. M.

Die Redaktion der „Volksstimme“ hat mich aufgefordert, meine Erlebnisse bei und nach der Gründung der „Volksstimme“ niederzuschreiben, damit sie in der Gedächtnisnummer zum 25. Geburtstag der „Volksstimme“ erscheinen. Ich halte es für meine Pflicht, der Aufforderung nachzukommen, weil das, was ich berichten kann, hoffentlich nützlich für unsere Partei sein wird.

Wie ich Redakteur der „Volksstimme“ wurde.

Eine eigenartige Verwicklung der Umstände hat dazu geführt, daß ich als Redakteur der „Volksstimme“ nach Frankfurt a. M. gekommen bin. Ich war bis dahin noch niemals in Frankfurt gewesen. Aufgewachsen bin ich im Nordosten unseres Vaterlandes, in Danzig. In dieser alten Handelsstadt herrschte damals in den Kreisen, in denen ich lebte, die manchesterlich-liberale Auffassung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse. Bereits als Schulkunde hatte ich mich eifrig mit den damals am meisten besprochenen Fragen des öffentlichen Lebens beschäftigt und war ein eifriger Anhänger der liberalen Partei. Mit der Zeit wandte ich mich mehr den demokratischen Strömungen zu, war aber noch nicht über den unbedingten Freihandel und die unbedingte Gewerbefreiheit hinausgekommen, als ich als Lehrling in ein großes Handelsgeschäft eintrat. Während meiner Lehrzeit vertiefte ich mich in die wirtschaftlichen Fragen und eines Tages erklärte ich meinen Eltern, daß ich mich mehr und mehr zu Grundsätzen der damals verachteten Sozialdemokratie zuneigte. Da ich aber neben meiner Tätigkeit als Kaufmann meine Zweifel nicht gründlich klären konnte, so verständigte ich mich mit meinen Eltern, daß ich auf die Schule zurückkehrte, um die Reifeprüfung für die Universität abzulegen, und mich dann auf einer Universität ganz der Erforschung der wirtschaftlichen Vorgänge zu widmen.

Mein erstes Studentenjahr brachte ich an der Universität in Berlin zu. Hier sprach in einer Studentenversammlung der damalige liberale Abgeordnete Barth über die akademische Jugend und die soziale Frage. Dabei sagte der Redner u. a.: Was Marx in dem ersten Bande seines Werkes über das Kapital richtig ausgeführt habe, sei aus den liberalen Büchern ausgeschrieben, das übrige sei dummes Zeug. Die akademische Jugend brauche sich daher nicht mit dem Buche abzuquälen. Dem trat ich entgegen; ich bekannte, daß mir das Buch von Marx unendlich viel zur Vertiefung meiner Auffassung des wirtschaftlichen und politischen Lebens biete, und empfahl dringend den Studenten, das Buch durchzuarbeiten. Nach mir sprach dann noch ein anderer Student in demselben Sinne. Dies veranlaßte einen Teil der bürgerlichen Presse, ein großes Geschrei darüber anzuschlagen, daß die Sozialdemokratie trotz des Ausnahmegesetzes jetzt sogar unter der akademischen Jugend Verteidiger finde.

Bald darauf trat ich zur Universität in Königsberg über, und hier wurde ich durch eine Unterfuchung überrascht, die gegen mich wegen meines Auftretens in der Berliner Versammlung eingeleitet worden war. Das Ende vom Liede war, daß ich in meinem Abgangszeugnis die Bemerkung hatte, ich sei wegen sozialdemokratischer Antriebe verwahrt worden. Als ich mich mit dem Abgangszeugnis an der Universität in Breslau meldete, wurde meine Aufnahme wegen der Bemerkung in meinem Abgangszeugnis abgelehnt. Ich mußte daher, um meine wissenschaftlichen Arbeiten an einer Universität fortzusetzen, ins Ausland gehen. In Zürich schloß ich mich sofort der Partei an und lernte dadurch so manchen Genossen, u. a. den Genossen Emmel kennen, meinen jetzigen Kollegen im Reichstag.

Genosse Emmel kehrte Mitte des Jahres 1889 nach Deutschland zurück. Nach einiger Zeit erhielt durch ihn die Aufforderung, nach Frankfurt zu kommen, um die Redaktion des dortigen Parteiblattes zu übernehmen. Diese Aussicht erschien mir als ein solches Glück, daß ich mich sofort auf den Weg nach Frankfurt machte. Mit den Genossen in Frankfurt kam es schnell und leicht zur Verständigung. Ich erklärte mich bereit, die Stelle anzunehmen und verlangte ein Gehalt von monatlich 80 Mark. Dem stimmten die Genossen zu.

Am 1. Mai 1890 war ich bereits nach Frankfurt übergesiedelt. Da es zunächst noch nicht gelungen war, ein eigenes Blatt herauszubringen und in Frankfurt drucken zu lassen, vielmehr das Offenbacher Blatt, das bereits seit einiger Zeit, nur mit verändertem Namen, als Frankfurter Parteiblatt erschienen war, weiter gehalten wurde, so hatte ich dort den politischen Teil zu machen. Erst einige Zeit später konnten wir in Frankfurt ein eigenes Blatt drucken lassen.

Ein schwerer Anfang.

So war ich plötzlich vor die Aufgabe gestellt, eine täglich erscheinende sozialdemokratische Zeitung zu leiten. Meine Aufgabe wurde mir dadurch erleichtert, daß mir Genosse Ulrich mit unschätzbarem Rat zur Seite stand. Erschwerend aber war, daß ich so gut wie keine Mittel für die Redaktion zur Verfügung hatte. Das einzige, was mir bewilligt war, waren einige der wichtigsten bürgerlichen Blätter. Aber selbst diese Ausgabe blieb in



den engsten Grenzen. Dagegen fehlten mir selbst die notwendigsten Nachschlagebücher. Gar nicht daran zu denken war, daß wir Geld für Mitarbeiter, geschweige denn für telegraphische Nachrichten hätten ausgeben können. Die Leitartikel mußte ich selbst schreiben, wenn ich nicht aus den andern Parteiblättern einen passenden Artikel abdrucken konnte. Die politische Rundschau war ebenfalls ganz meinem Arbeitseifer überlassen. Die neuesten Nachrichten mußte ich in der Regel den bürgerlichen Blättern entnehmen und konnte sie daher nur mit der nötigen Bearbeitung bringen. Außerdem aber fiel mir auch fast der ganze weitere Teil des Blattes zu; nur mit dem örtlichen Teil für Offenbach und die nächste Umgebung — natürlich mit Ausschluß von Frankfurt — sowie mit der Auswahl des Romans hatte ich nichts zu tun.

Die Ortsnachrichten für Frankfurt machten mir in der Regel nicht viel Arbeit. Da wir auch für Mitteilungen über Vorgänge aus Frankfurt nichts bezahlen konnten, bekamen wir solche Mitteilungen nur sehr selten, obgleich sich mein Frankfurter Mitarbeiter die größte Mühe gab, diese Lücke auszufüllen.

Mein Frankfurter Mitarbeiter! Ja, ich hatte einen solchen in dem Genossen Michel Fischer, dem Expedienten unseres Blattes. Er begnügte sich nicht damit, die Frankfurter Expedition gewissenhaft zu leiten, d. h. die Blätter täglich von Offenbach nach Frankfurt zu holen und sie den Trägerinnen zuzustellen, sondern er war auch sonst in jeder Weise unermüdlich tätig, unser Unternehmen zu fördern.

Da ich in Frankfurt fremd war, führte er mich durch die Stadt und machte mich auf alles aufmerksam, was ich in meiner neuen Stellung wissen mußte. Mit besonderem Stolz zeigte er mir die Expedition unseres Blattes. Wir tamen in ein schmales Gäßchen, die Papageigasse, und gingen in eine sehr bescheidene Wirtschaft. Hier befand sich im hinteren Zimmer ein Eckbrett: das war — unsere Expedition. Dort lagen einige übrig gebliebene Blätter der Volksstimme. Später wurde ein besonderes Zimmer für die Expedition gemietet.

Wo Genosse Fischer eine Ortsnachricht erfahren konnte, war er eifrig bemüht und eilte mit dem, was er festgestellt hatte, sofort nach Offenbach, wenn die Mitteilung noch an demselben Tag ins Blatt sollte. Ebenso suchte er Anzeigen für unser Blatt zu erlangen.

Eine wesentliche Verbesserung der Verhältnisse trat ein, als wir unser eigenes Blatt in Frankfurt drucken lassen konnten. Genosse Wilhelm Schmidt, der damalige Reichstagsabgeordnete für Frankfurt, ließ sich überreden, mich in der Redaktion während meiner Gefängnisstrafe zu vertreten. Er brachte damit der Partei ein großes Opfer. Bekanntlich war er ein tüchtiger Lithograph gewesen; er hatte an seiner Berufsarbeit große Freude. Daher war es ihm schmerzlich, als er aus seinem bisherigen Beruf heraus mußte. Später übernahm er die Bearbeitung der Frankfurter Lokalnachrichten, lieferte aber auch für die anderen Teile unseres Blattes manchen wertvollen Beitrag. Eine weitere Hilfe bekamen wir an dem früheren Bildhauer Edmund Fischer, der aber bald in die Redaktion des Dresdener Parteiorgans übertrat. Auch er ist jetzt mein Kollege im Reichstag. Schließlich halfen die Geschäftsführer Georg Maier und Karl Dunkelberg öfters in der Redaktion mit.

Im übrigen freilich war es auch in Frankfurt mit der Redaktion nicht gerade glänzend bestellt. Das Redaktionszimmer befand sich neben dem Druckerlokal. An dem Eingang befand sich eine Schnellpresse. Wenn der Teil der Maschine, in der sich die Platten befanden, nach vorne geschoben war, versperrte er die Türe zur Redaktion. Einst wollte mir ein bürgerlicher Gegner seinen Dank für die Zurückweisung eines nach meiner Ueberzeugung unberechtigten schmählichen Angriffs gegen ihn aus dem Lager seiner feindlichen Brüder abstatuen. Er erschien, als sich gerade wieder einmal die Maschine vor den Eingang zur Redaktion geschoben hatte. Und da in dem Augenblick niemand zur Hand war, der die Maschine zurückziehen konnte, so mußte der im feinsten Besuchsanzug erschienene Herr einige Zeit im Druckerlokal warten, bis er zu mir gelangen konnte. —

Uebrigens wäre es ganz falsch, anzunehmen, daß die Partei aus Gleichgültigkeit gegen ihr Blatt nicht besser für uns gesorgt habe. Nein, die Partei hatte vielmehr alles getan, was sie bei ihren damaligen Kassenverhältnissen tun konnte. Wie schlecht die Kassenverhältnisse namentlich anfangs waren, mußte ich gleich am Ende des ersten Monats in einer für mich sehr empfindlichen Weise erfahren. Als Student war ich gewohnt, meine Miete regelmäßig am Vekten jeden Monats zu bezahlen. Als der Letzte gekommen war, wartete ich auf mein Gehalt eine Stunde nach der anderen. Gegen Abend kam der damalige Vertrauensmann, Georg Maier, und teilte mir mit: trotz aller Bemühungen habe er die 80 Mark noch nicht zusammen; er wolle aber weiter versuchen, das Geld noch an diesem Tage zu beschaffen. Er konnte sein Versprechen — allerdings erst in später Stunde — halten, und ich konnte die Miete noch an dem Tage bezahlen.

Schließlich machten uns die Polizei und der Strafrichter recht viel zu schaffen. Vom 1. Mai bis zum Oktober 1890 hatte ich bereits eine lange Reihe von Anklagen wegen Preßvergehen. Fünf Tage nach meiner Hochzeit wurde ich abends, als meine Frau gerade etwas

holen gegangen war, von der Polizei in Untersuchungshaft abgeführt. Meine Frau, die eben aus der Schweiz gekommen war und in Frankfurt fast niemand kannte, war nicht wenig entsetzt, als sie nach Hause kam und mich nicht mehr vorfand. Zum Glück besuchte mich, gerade als ich mit der Polizei fortging, Genosse Eduard Gräf. Ihn bat ich, auf meine Frau zu warten und ihr zu sagen, was mit mir geschehen war. Genosse Gräf sowie Genosse Brühne und seine Frau nahmen sich denn auch in bereitwilligster Weise meiner Frau an.

In den Gerichtsverhandlungen gegen mich zeichnete sich der Staatsanwalt Dr. Romen besonders aus. Der Herr unterschob mir, daß ich nur aus Schlechtigkeit Sozialdemokrat geworden sei, aus boshafter Freude daran, das Volk gegen alles Herrliche aufzuheizen. Als sich mein Verteidiger, ein bürgerlicher Rechtsanwalt, eine sehr zahme Bemerkung gegen dieses Verhalten des Staatsanwalts erlaubte, lanzelte Dr. Romen auch ihn ab und machte es ihm zum Vorwurf, daß er sich dazu hergebe, einen Sozialdemokraten zu verteidigen. Der Rechtsanwalt rief den Schuß des Vorsitzenden gegen den Staatsanwalt an. Jedoch hatte der Herr an dem Verhalten des Staatsanwalts nichts auszusetzen. Darauf erklärte ich, daß ich dem Staatsanwalt antworten werde, aber nicht an dieser Stelle, wo ich unter der Aufsicht des Vorsitzenden stehe, sondern in der „Volksstimme“. Das tat ich so deutlich, daß ich eine Stunde nach dem Erscheinen des Blattes zum zweiten Male in die Untersuchungshaft abgeführt und dort acht Tage festgehalten wurde; schließlich bekam ich zu meinen bisherigen Strafen eine Geldstrafe von 400 Mark hinzu. Dr. Romen tat sich später auch in Hamburg in ähnlicher Weise hervor und wurde nach einiger Zeit ins Kriegsministerium als juristischer Berater berufen. Im Reichstag traf ich wieder mit ihm zusammen. Er hatte als Vertreter des Bundesrats irgend eine Vorlage zu verteidigen und tat dies wiederum in der bei ihm üblichen Weise. Hier hatte er aber nicht den Schuß wie bisher; daher bekam er von unseren Genossen die gebührende Antwort. Seitdem hat er im Reichstag nicht mehr das Wort gegen uns nehmen dürfen.

Im ganzen habe ich damals neun Monate Gefängnis bekommen. Die Entscheidung des Reichsgerichts bekam ich kurz vor Ostern, so daß ich hoffen konnte, erst nach den Feiertagen die Strafe antreten zu müssen. Am Abend vor Karfreitag aber wurde ich ohne die sonst übliche Benachrichtigung von der Polizei geholt und mußte die Feiertage hinter den schwedischen Gardinen zubringen.

Durch Kampf zum Sieg.

Selbstverständlich konnte unter solchen Umständen unser Blatt nicht so schnell und so ausführlich über die Vorgänge des öffentlichen Lebens berichten, wie die größeren bürgerlichen Blätter. Was aber unser Blatt vor allen bürgerlichen Blättern auszeichnete, war die Art seines Inhalts, war die sozialdemokratische Würdigung der wichtigsten wirtschaftlichen und politischen Kämpfe, war die Tatsache, daß unser Blatt in Wahrheit unser „Parteiorgan“ war, ein wesentlicher Teil der Partei selbst, daß es das Leben und Ringen der Partei unentstellt widerspiegelte.

Die Redaktion stand von Anfang an in engster Fühlung mit allen Kreisen der Partei. Der Redakteur und der Expedient waren in der ersten Zeit die einzigen Genossen, die ihre ganze Kraft berufsmäßig der Partei widmeten. Sie mußten daher den Parteigenossen für jede Parteiarbeit zur Verfügung stehen. In allen politischen Sitzungen und Versammlungen nahmen sie selbstverständlich teil. Bald aber hatten die Parteigenossen trotz des Ausnahmegesetzes den Weg gefunden, um auch die Gewerkschaften zur gemeinsamen sozialpolitischen Arbeit zu vereinigen. Hier durfte der Redakteur ebenfalls nicht fehlen. So folgten unaufhörlich auf die Arbeiten an dem Blatte die Teilnahme an den Sitzungen, die Vorträge in den Versammlungen usw.

Besonders anregend waren ein politischer Unterricht, den ich in meiner Wohnung einigen jüngeren Genossen erteilte, und im Anschluß hieran öffentliche Diskussionsabende. Daran beteiligten sich mehrere sehr aufgeweckte Genossen und auch Gegner, von denen wohl am meisten Pfarrer Kaumann hervortrat, der jetzige Reichstagsabgeordnete.

Der Kreis der Parteigenossen war damals noch recht klein. Aber wir standen mit einander wie auch mit den Genossen der näheren Umgebung in lebhaftem freundschaftlichen Verkehr. Selbstverständlich gab es damals unter uns auch Meinungsverschiedenheiten, sogar sehr weitgehende, die mit aller Entschiedenheit und Lebhaftigkeit ausgetragen wurden. War aber ein Beschluß gefaßt, dann war er unter allen Umständen maßgebend. Jeder, der erste bis zum letzten Genossen, sah dies als selbstverständlich an.

Das galt genau so wie für jeden Genossen, auch für unser Blatt. Hier kamen, solange die Auseinandersetzungen in der Partei vor sich gingen, alle Ansichten ohne Zensur der Redaktion zu Wort.

Ja, um jede Einseitigkeit in den Berichten über wichtige Auseinandersetzungen in den Versammlungen zu vermeiden, wurden die Berichte von den für die einzelne Versammlung bestimmten Genossen geschrieben und sachlich unverändert veröffentlicht. Daher anerkannten alle

Genossen gerne in der „Volksstimme“ ein wichtiges Bindeglied der Partei und ein unentbehrliches Mittel zur grundsätzlichen Aufklärung der Arbeiterschaft. Jeder tätige Genosse in der Stadt und in der Umgebung setzte denn auch seine ganze Kraft ein, um unser Blatt immer mehr zu verbreiten, es immer besser und einflussreicher zu machen. Freilich mußten sie bei ihrer Werbearbeit für die „Volksstimme“ oft hören, das Blatt bringe zu wenig. Sie konnten aber mit gutem Recht antworten, daß das, was die „Volksstimme“ brachte, in den bürgerlichen Blättern nicht zu finden war und doch für die Aufklärung der Arbeiter nicht entbehrt werden konnte.

Unermüdlich waren auch die Genossen der Preßkommission an der Arbeit für unser Blatt. Vom ersten bis zum letzten Tage arbeiteten Preßkommission und Redaktion Hand in Hand. Niemals kam es zu ernststen Zusammenstößen. Meines Wissens wurden alle Beschlüsse von größerer Bedeutung so gut wie einstimmig gefaßt.

Die Frucht dieser gemeinsamen Arbeit aller tätigen Genossen von Frankfurt und Umgegend blieb denn auch nicht aus. Das Blatt entwickelte sich immer besser. Als die Frankfurter Genossen mich am 1. Mai 1890 als Redakteur anstellten, hatte das Blatt rund 500 Abonnenten, als ich 5 Jahre später nach Hanau zog, konnten wir mehr als 5000 Abonnenten feststellen, eine für die damaligen Verhältnisse schon ganz beträchtliche Zahl. Ich konnte aus der Redaktion scheiden in der Gewißheit, daß unser Blatt die schlimmsten Kinderkrankheiten überwunden hatte und weiter aufs Beste gedeihen wird.

So kann ich mit Befriedigung zurückblicken. Stets erinnere ich mich gerne meiner Frankfurter Zeit. Ich habe damals viel Schweres durchgemacht, aber ich konnte es leicht und freudig tragen, dank der sieggetrübten Kraft der Partei und dank dem liebevollen Entgegenkommen der Parteigenossen von Frankfurt und Umgebung.

Aus den Jugendjahren der „Volksstimme“.

Von Reichstagsabgeordneten Edmund Fischer, Dresden.

Ein Vierteljahrhundert ist also nun verflossen seit den Tagen, an denen in Gemeinschaft mit vielen anderen Genossen, welche heute noch, in den verschiedensten Ecken des Deutschlands, in den vordersten Reihen unserer Partei kämpfen, auch ich fast allabendlich an einem Straßeneden Frankfurts stand, um „unser“ Blatt auszuheften: die ersten Nummern der „Frankfurter Volksstimme“! Fünfundzwanzig Jahre dünken dem jungen Menschenkinde eine sehr lange Zeit; in der geschichtlichen Entwicklung bilden sie nur einen kurzen Augenblick. Wie gewaltig aber der Unterschied zwischen heute und damals ist, wie groß unsere Errungenschaften sind, wie sehr sich die Verhältnisse geändert haben in den 25 Lebens- und Kampfesjahren der „Volksstimme“, das sieht man erst, wenn man den Blick auch einmal nach rückwärts wendet.

Wir alle waren sehr stolz darauf, nun auch eine „eigene Zeitung“ zu haben. Aber so ganz wohl war uns doch nicht dabei, wenn wir das unscheinbare Blättchen den Straßepassanten überreichten. Wir glaubten stets, ein mitleidiges Lächeln in der Miene des Empfängers zu sehen. Dann zogen wir in Gedanken Vergleiche mit der „Frankfurter Zeitung“, der „Kleinen Presse“ und dem „General-Anzeiger“, die damals nicht nur eine große Auflage, sondern auch schon einen starken Umfang hatten. Unerreichbar schienen uns die Höhe dieser großkapitalistischen Millionenunternehmungen! Zu Hause beim Lampenschein zählten wir dann die Druckfehler, die in der ersten Zeit, als die „Volksstimme“ noch in großer Hast und gegen geringe Bezahlung in Offenbach gedruckt werden mußte, so zahlreich waren, daß sie als die Regel erschienen, die fehlerfreien Worte dagegen als Ausnahme.

Ohne Geld ins Leben gerufen, hatte die junge „Volksstimme“ keine anderen Fundamente als unsere Begeisterung, unsere Hoffnung und unsere Opferwilligkeit. Ein jeder von der kleinen Schar organisierter Genossen half auf irgend eine Art mit, „unser Blatt“ zu erhalten und zu stärken. Genosse Gräf, der nun schon lange Jahre die Frankfurter Ortskrankenkasse leitet und auch im Stadtparlament zeitweise das Szepter führt, der Kaufmann Dunkelberg, der später eine Zeit lang Geschäftsführer der „Volksstimme“ war, und ich waren die ersten journalistischen „Mitarbeiter“. Wir sammelten die „Beibrüche“, d. h. die lokalen Vorkommnisse, und schrieben die Versammlungsberichte. Selbstverständlich wurden die Beiträge nicht honoriert. Die Redaktionskosten durften anfänglich ja auch nicht mehr betragen als 20 Mark die Woche — so hoch war das Gehalt des „Chefredakteurs“!

Mein Mitarbeitern und meine ständige und enge Verbindung mit der Redaktion ließen es als selbstverständlich erscheinen, daß man, als im Anfange des Jahres 1891 noch eine Kraft gebraucht wurde, weil Genosse Hoch auf längere Zeit in das Gefängnis, Genosse Wilhelm Schmidt aber öfters in den Reichstag mußte, auf mich zukam. In welcher Eigenschaft ich im März 1891 mein Amt antrat, weiß ich aber heute so wenig, wie ich



es damals gewußt habe. Ich war Redakteur, Bericht-
erstatter und Expedient. Die meiste Zeit redigierte ich
von morgens 7 Uhr bis 12½ Uhr mittags den lokalen
Teil. Von 2 bis 4 Uhr mußte ich das Hauptbuch führen.
Und von 4 bis 8 Uhr abends hatte ich die Expedition zu
besorgen: Zeitungen falzen und an die Trägerinnen aus-
geben, die Postexemplare zurechtmachen usw. Dafür be-
kam ich aber auch ein Gehalt von 24 Mark die Woche!
Ein Preßkommissionsmitglied hat allerdings bei meiner
Anstellung gemeint, das Gehalt wäre doch etwas zu hoch.
Und ein anderer Genosse, der für einen Anarchisten ge-
halten wurde, stellte den Antrag: das Gehalt von 24
Mark die Woche dürfe nie m a l s erhöht werden! Die
Preßkommission hat diesen Antrag zwar nicht angenom-
men. Aber erhöht ist mein Gehalt auch niemals worden.

Die „Volksstimme“ befand sich damals schon im
zweiten Stadium ihrer Entwicklung. Sie wurde nicht
mehr in Offenbach, sondern in Frankfurt bei Schmidt &
Kobisch, an der Katharinenpforte, gedruckt. In den
Räumen dieser kleinen Druckerei hatten auch die Expe-
dition und die Redaktion eine Unterkunft gefunden. Mit
dieser „Redaktion“ war es freilich eine eigene Sache.
Sie befand sich in einem kleinen, halbdunkeln Raume,
der dem Drucker als Papierlager diente. Der Eingang
war durch eine Schnellpresse verbarricadiert und konnte
nur unter Lebensgefahr erobert werden. Ein Brett, das
von der einen bis zur anderen Wand, dem einzigen Fenster
entlang, angebracht war, diente zwei Redakteuren als
Schreibtisch. Und während wir die erhabensten Gedan-
ken zu Papier bringen sollten, rasselte hinter uns in
einem fort die Druckmaschine und schalt Barbarossa
(Drucker Schmidt) seinen Lehrlingen.

Es war dennoch eine große Zeit, in der wir
lebten. Wenigstens erschien sie uns recht groß. Das
Sozialistengesetz war überwunden, und große Aufgaben
traten an uns heran. Zwar war eine der verheerendsten
Wirtschaftskrisen hereingebrochen, die Deutschland je ge-
sehen. Aber gerade hierin lag unsere Hoffnung begrün-
det! Denn wir befanden uns in der „permanenten
Krisis“, aus der es nur eine Rettung gab: den Sozialis-
mus. Sicher ist, daß in uns allen die starke Hoffnung
auf das nahe Ziel lebte und uns zur höchsten Kraft-
anstrengung anspornete.

Nach Ablauf des Sozialistengesetzes konnte die
sozialistische Literatur ungehindert verbreitet werden,
und mit einem wahren Heißhunger wurde jede
neue Schrift von uns verschlungen. Zur besseren
Verdauung der allzu reichlich und wahllos genosse-
nen geistigen Kost pflegten wir übereifrig den
Diskurs. Genosse Wilhelm Schmidt hatte die
Gewohnheit, einen Teil seiner Redaktionsarbeiten in
den Abendstunden zu erledigen. Um 7 Uhr abends
fanden sich aber regelmäßig eine bestimmte Anzahl jün-
gerer Genossen auf der Redaktion ein, um mit Schmidt
bis 8 Uhr eifrig zu diskutieren. Von hier ging es schnur-
stracks zu R a d u in der Papageigasse 1, wo wir fast all-
abendlich, vor Beginn der Versammlung oder Sitzung, in
sehr lebhaften Auseinandersetzungen noch geschwin-
die schwierigsten Probleme lösten. Es waren immer die
selben Genossen, die sich zuerst in der Redaktion der
„Volksstimme“ und dann am runden Stammtisch bei
Radu trafen: Schilde, Emmel, Kapp, Ver-
ger, Diener, Gräf, Dunkelberg, Michel
Fischer, Dorjau — und andere, deren Namen mir
entschwunden sind. Den Mittelpunkt dieses „cercle
d'esprit“ bildete ein „Genosse Doktor“. Ob dieser
Doktor hieß oder nur so genannt wurde, ist mir nie recht
klar geworden. Denn er war eine geheimnisvolle Per-
sönlichkeit. Man erzählte, er stamme aus einem der
Balkanstaaten, habe studiert, Universitäten besucht, aber
einen „dunklen Punkt in seinem Leben“. Er war
übrigens in Frankfurt eine stadtbekannte Person. Aerm-
lich gekleidet, wie ein sehr gering entlohnter Tagelöhner,
ohne Hemdenragen, in der einen Hand einen Kleister-
topf, in der anderen einen Bad Theaterzettel, sah man
ihn täglich durch die Straßen schlendern. Denn er ver-
diente seinen Lebensunterhalt mit Plakatieren und Aus-
tragen der Theaterzettel. Kam er abends mit den
Theaterzetteln für den nächsten Tag in ein Restaurant
oder Café, animierten ihn „intellektuelle“ Stammtischler
nicht selten zu einem philosophischen oder politischen Ge-
spräche, weil er allgemein für ein gelehrtes Haus gehalten
wurde. Des Sonntags ließ sein Auftreten und seine
Kleidung auch äußerlich den „Herrn Doktor“ erkennen.
Unsere Versammlungen besuchte er fast regelmäßig.
Sicher war er mindestens sehr belesen. Sehr oft brachte
er auch an unsern Diskussionsstisch ein neuerschienenes
Buch mit, von dessen Inhalt er uns einen Extrakt gab
und der dann Gegenstand unserer Aussprache war. Ge-
wöhnlich wurde die neue Bereicherung unseres Wissens
sogar in der folgenden Versammlung oder im Diskussions-
abend, der eine Zeit lang allwöchentlich stattfand, ver-
wertet. Die weitere Fortsetzung des Diskurs fand in
den späten Nachtstunden im Café statt. Und wenn
bereits die aufgehende Sonne ihre ersten Strahlen in
die erwachende Stadt warf, standen wir noch an irgend
einer Straßenecke, mit den Händen fuchtelnd und lebhaft
auseinander einredend! —

Selbstverständlich nahmen wir es auch sehr gewissen-
haft mit unseren Prinzipien. Nach den Vorkriegswahlen
zum Gewerbegericht z. B. im Jahre 1890 tauchte die

wichtige Frage auf, wie wir uns zur Vereidigung stellen
sollen. Auch diese Frage haben wir „gelöst“. Als erster
von den Arbeiterbeisitzern, der bei der Vereidigung auf-
gerufen wurde, gab ich folgende Erklärung ab: „Da ich
einer Religionsgemeinschaft nicht angehöre, an ein Da-
sein Gottes nicht glaube, so erkläre ich hiermit, daß ich
den Eid in dieser Form nur leiste, weil dies die gesetzliche
Form ist. Ich erjuche den Herrn Vorsitzenden, diese Er-
klärung zu Protokoll nehmen zu lassen.“ Die vor uns
stehenden Innungsmeister sprangen wie von einer Ratter
gestochen von ihren Sitzen auf und protestierten gegen
meine Rücksichtslosigkeit. Der Vorsitzende, Dr. Flesch,
niemals jedoch zustimmend mit dem Kopfe und ließ meine
Erklärung protokollieren. Die meisten der anderen
Arbeiterbeisitzer schlossen sich meiner Erklärung an. Dem
Genossen Schilde dagegen war sie zu zahm, er sagte,
er betrachte den Eid nur als eine Formalität, was
Dr. Flesch nicht gelten ließ und die Innungsmeister in
eine kleine Kaserne versetzte.

Mit Herrn Dr. Flesch hatten wir übrigens damals
einen regen Verkehr. Wiederholt lud er uns, die Ver-
trauensleute der Organisationen, zu Besprechungen ein,
um uns für sein Stedenpferd, den städtischen Arbeits-
nachweis, zu gewinnen. Er fand aber keine Gegenliebe,
auch dann nicht, als er einmal, um das Mißtrauen gegen
sich zu beseitigen, uns erklärte: „Ich bin doch euer Ge-
nosse!“ In Nr. 127 der „Frankfurter Volksstimme“ vom
5. Juni 1890 eröffnete ich sodann mit einem Leitartikel,
„Kann eine Arbeiterbörse ihren Zweck erfüllen?“, eine
öffentliche Besprechung dieser Frage, die erst etliche Jahre
später in Frankfurt eine Verwirklichung fand.

Damals hatten wir eben anderes zu tun! Die
Organisationen der Arbeiter waren noch sehr klein, und
es erforderte eine Riesenarbeit, um sie in die Höhe zu
bringen. Des Sonntags zogen wir auch aufs Land, um
in zwei oder drei Dörfern die ersten Versammlungen ab-
zuhalten, die ersten Organisationen zu gründen. Als
Genosse Schilde und ich eines Sonntags in drei Dörfern
je ein Dutzend Versammlungsbesucher zu verzeichnen
hatten, waren wir mit diesem Bombenerfolg recht zu-
frieden.

Mittlerweile hat sich auch ein Stück Revolution
vollzogen, wie ein Vergleich der Verhältnisse von heute
mit denen vor 25 Jahren erkennen läßt. Der „Tag“ ist
für die Arbeiter gekommen, weil ihnen jeder Tag ein
Tag des Kampfes und des Sieges ist, der ihnen den
Sozialismus bringen soll und wird.

Die Entwicklung unseres Zeitungs-Betriebes.

Von G. Heinisch, Frankfurt a. M.

Die Vorarbeiten, die Geburtschwierigkeiten und die „Kinder-
krankheiten“ während der ersten Jahre des Bestehens unseres
Blattes werden an anderer Stelle in lebendigen Schilderungen
von den Genossen, die selbst dabei waren, wiedergegeben. Hier
soll geschildert werden, wie wir weiter bauten. Das läßt sich am
Besten nachweisen an den Geschäftsergebnissen von vier heraus-
gegriffenen Jahren (1893, 1903/04, 1907/08 und 1913/14) aus der
Entwicklung der „Volksstimme“. Sie liefern folgendes Bild:

	1893	1903/04	1907/08	1913/14
Einnahmen:				
Abonnements	29 097.80	96 221.23	157 213.88	216 672.03
Inserate	21 019.69	76 078.61	141 276.33	210 649.28
Diverse	—	562.48	677.39	646.06
	50 117.49	172 862.32	299 167.60	427 967.39
Ausgaben:				
Zeitungsdruck	34 425.61	107 503.92	192 264.30	257 065.41
Redaktionsgehalt	3 693.85	17 253.72	21 390.19	27 800.30
Mitarbeiter, Unkosten	—	9 654.17	18 680.26	32 966.70
Expeditionsgehalt	5 456.—	9 338.59	13 797.15	32 633.64
Allgemeine Unkosten	1 701.68	17 921.45	32 182.72	53 691.40
Provision	1 810.72	10 410.99	16 721.98	21 397.14
Entschädigung für Straßen, Gerichtslokoten	?	4 211.03	5 812.45	1 650.92
	50 087.86	176 293.87	298 800.05	427 214.61

Die ersten Jahre.

Das Jahr 1893, das vierte Jahr des Bestehens, war ein
Wahljahr. Die Reichstagswahlbewegung brachte uns Eingang in
weitere Kreise der Umgebung. Außer den Vororten, die jetzt der
Stadt Frankfurt einverleibt sind, konnten wir noch etwa 40 Städte
und Dörfer zählen, in denen die Parteibewegung Stützpunkte und
wir eine Anzahl Abonnenten hatten, die allerdings recht klein
war. Ein Teil dieser Orte im Gleichen Kreis und in Unterfranken
ging später wieder verloren, weil für diese Bezirke andere Partei-
blätter entstanden. Die „Volksstimme“ erschien damals meist vier-
seitig, Freitags und Samstags sechs- oder achtfach in einer Aus-
lage von circa 4500 Exemplaren am Anfang des Jahres; die
Auflage erhöhte sich gegen Jahreschluß auf circa 6000. Der Ver-
breitungsbezirk erstreckte sich bis Aschaffenburg, Gein-
hausen, Fulda, Ilsefeld, Idstein, Höchst usw.

Im April 1894 erfolgte der Umzug nach dem Großen
Hirzgraben 17. Obwohl die Geschäftsräume sehr primitiv
waren, so bedeutete dieser Umzug doch einen weiteren Schritt
vorwärts. Im Jahre 1895 schloß sich der Wahlkreis Wies-
baden der „Volksstimme“ an, wir gewannen dadurch auch Ver-
breitung im Rheingau.

Die folgenden Jahre, insbesondere der Wahlkampf 1898,
steigerten die Abonnentenzahl abermals ganz bedeutend, doch

ergab sich keine finanzielle Besserung. Die Druckerei der Genossen
Schmidt & Kobisch konnte sich zwar von den unersagbaren Opfern,
die sie dem Blatt in seinen schwierigen Anfangsjahren gebracht,
etwas erholen, aber der Umstand, daß die Zeitung nicht selbst
ihren Druck besorgte, erschwerte die Geschäftsdispositionen für ihren
Ausbau. Deshalb beschäftigten sich die leitenden Frankfurter
Parteigenossen lebhaft mit der Gründung einer eigenen
Druckerei. Nach mühevoller Überwindung großer Schwierig-
keiten wurde am 1. Januar 1900 die Union-Druckerei ins
Leben gerufen, die die bisherige Druckerei von Schmidt &
Kobisch käuflich übernahm.

Die „Volksstimme“ erschien von nun an täglich in mindestens
sechs Seiten Umfang. Im Februar 1901 wurden die ersten zwei
Sechsmaschinen aufgestellt, wodurch sich die technische Herstellung
verbilligte. Die Auflage war inzwischen auf 10 bis 12 000
gestiegen.

Im September 1902 faßte die Preßkommission den Beschluß,
die „Volksstimme“ vom 1. Dezember ab täglich in einem Umfange
von mindestens acht Seiten erscheinen zu lassen. Es trat eine
Aenderung in der Geschäftsleitung ein, der Redaktionsstab wurde
erweitert und Mitarbeiter gewonnen, durch Aufstellung einer
16seitigen Rotationsmaschine wurde die Druckerei leistungsfähiger
gemacht, die „Volksstimme“ konnte auch bei größerem Umfange
pünktlich erscheinen, die höhere Auflage, die zu erreichen wir uns
zum Ziel gesetzt, war ohne Schwierigkeiten rechtzeitig herauszu-
bringen. — Nach der Wahl stieg die Auflage auf circa 18 000
Exemplare, der tägliche Umfang des Blattes betrug durchschnitt-
lich zehn Seiten.

Die zweite Hälfte.

Damit stehen wir vor den Ergebnissen des Geschäftsjahres
1903/04. Die Einnahmen für Abonnements und Inserate haben
sich seit 1893 verdreifacht, natürlich auch die Ausgaben, sie sind
sogar höher als die Einnahmen, aber die Druckerei konnte, trotz
billiger Berechnung, das Defizit der Zeitung ausgleichen.

Während der nächsten Jahre marschierten wir rüstig weiter.
Im Herbst 1904 wurde die dritte Sechsmaschine aufgestellt; die Aus-
lage war Ende 1906 auf circa 23 000 gestiegen. Da kam plötzlich
im Dezember 1906 die Reichstagsauflösung. Wie überall in
Deutschland gingen auch die Genossen in unsern Verbreitungs-
bezirk frohen Mutes in den Wahlkampf, für die Druckerei aber
kam er sehr ungelegen, denn die eng gewordenen Räume konnten
kaum die nötigen Arbeitskräfte fassen. Nach glücklich überstandener
Wahlkämpf mußte die bereits ins Auge gefaßte umfangreiche
Betriebsvergrößerung schleunigst durchgeführt werden. Wiederum
war die Auflage um mehrere Tausend emporgeschossen. Eine
Reihe von Bauprojekten wurden ausgearbeitet und schließlich
der Ankauf des Grundstücks Großer Hirzgraben 17 beschlossen,
das durch einen vollständigen Umbau des
rechten Seitensflügels und des Quergebäudes im Hofe den erwei-
terten Arbeitsnotwendigkeiten angepaßt werden konnte. Für
später notwendig werdende Vergrößerungen konnten immer wie-
der neue Räume des Grundstücks angeschlossen werden. Am 8.
März 1907 kaufte die Union-Druckerei das Grundstück von der
„Providentia“ für 420 000 Mark. Das Grundstück hat eine Boden-
fläche von circa 1100 Quadratmetern (23 Meter Front, 50
Meter Tiefe), besteht aus Vorderhaus (4 Stockwerke, Dachgehoß
und Keller) zwei Seitengebäuden (je 5 Stockwerke, Dachgehoß
und Keller), sowie Quergebäude (2 Stockwerke und Keller). Das
Quergebäude hatte vor etwa 25 Jahren einer Religionsfeier
als Erbauungstempel gedient. Jetzt stehen in diesem stattlichen
und lichten Raume drei mächtige Rotationsmaschinen. Die Um-
bauten fanden im August 1908 ihren Abschluß und lagen in den
Händen des leider zu früh verstorbenen Genossen Heinrich H u n d t ,
der sich auch durch die praktischen Bauten für den Bausebau- und
Sparverein bei den Arbeitern ein dauerndes Denkmal gesetzt hat.
Nun konnten wir, und zwar im September 1907, eine 32seitige
Rotationsmaschine in Betrieb setzen, die bei einem Umfang von 10
bis 16 Seiten 20 000 Exemplare in der Stunde liefert. Der Druck
der Zeitung konnte jetzt in der Hälfte der früheren Zeit bewältigt
werden. Zu gleicher Zeit wurde die vierte Sechsmaschine angeschafft
und zur Erweiterung der Abgabenteilung eine große Schnell-
presse mit automatischem Anlegeapparat. Jede Maschine wird
einzelnen durch einen eigenen Elektromotor angetrieben, so daß die
gefährlichen Transmissionsantriebe in Wegfall kamen.

Das Geschäftsjahr 1913/14 zeigt das Ergebnis des am
31. März d. J. erfolgten Jahresabschlusses. Hatte die „Volks-
stimme“ im Jahre 1893 in circa 40 Orten Verbreitung ge-
funden, so stehen wir gegenwärtig mit circa 350 Orten in direkter
Abonnementsverrechnung. Außerdem haben wir Postabonnenten
in über 200 Orten. Trotz seiner prächtigen Entwicklung hat unser
Blatt niemals große Ueberflüsse erzielt, in manchen Jahren
arbeitete es sogar mit Defizit. Wir legten eben immer den größ-
ten Wert auf den fortgesetzten Ausbau des Blattes, auf reich-
haltigeren Inhalt und bessere Ausgestaltung, um auf diese Weise
unsere Leser mehr und mehr an das Blatt zu fesseln.

Um den lokalen Wünschen abgegrenzter und in sich abge-
schlossener Bezirke entgegen zu kommen, ließen wir im Laufe
der Zeit Sonder-Ausgaben erscheinen. Zunächst 1908
eine Ausgabe für das Fürstentum Birkenfeld, das
Saargebiet und den Wahlkreis Kreuznach, die sich
bis zum Ausbruch des Krieges langsam, aber stetig entwickelten.
Nach dem Erfolg der Reichstagswahl von 1912 kamen wir auch
den mehrfach geäußerten Wünschen der Genossen im Wiesbade-
ner Kreise entgegen und ließen die „Volksstimme“ als Separat-
Ausgabe für Wiesbaden, Rheingau-Westerwald
erscheinen. Besonders im Wiesbadener Kreise stieg der Abonnen-
tenstand zeitweilig recht erfreulich, doch blieb an vielen Orten
die Werbetätigkeit hinter den Erwartungen zurück. Infolge der
Verkehrsverhältnisse der jetzigen Kriegszeit, wonach Briefe aus
dem Grenz-Sperrgebiet oft mit zwei- oder dreitägiger Verspätung
eintreffen, läßt sich den lokalen Wünschen unserer Genossen im
Saargebiet und im Fürstentum Birkenfeld nicht mehr Rechnung
tragen, so daß wir uns genötigt sahen, diese Sonderausgabe mit
dem Jahreschluß aufzugeben. Nach Verständigung mit den
vorigen Partei-Instanzen werden die Genossen und Freunde
vom 1. Januar ab die Hauptausgabe erhalten. Die Gesamt-
auflage der „Volksstimme“ betrug am Schluß des Geschäft-
jahres 1913/14 circa 42 000 Exemplare.



Der Redaktionsstab unseres Blattes.

Die Presse, vor allem aber die kämpfende Arbeiterpresse, braucht die Kraft, die körperliche und die geistige, ihrer redaktionellen Mitarbeiter im höchsten Maße. Für sie gilt noch mehr, als für Staatsmänner, die Ruhm und Gewinn aus ihrer Tätigkeit heimtragen: man dient, und man wird verzehrt. Auch der „Volksstimme“ haben eine ganze Reihe Redakteure treu gedient.

Redaktionsmitglieder in früheren Jahren waren: Gustav Hoch (1890 bis 1895), Edmund Fischer (1891), S. Kagenstein und A. Hendrich (1892), Wilhelm Schmidt (1891 bis 1907), Karl Jürgens (1894 bis 1896), Salomon Grumbach (1904 bis 1907), Georg Stauffer (1907 bis 1908) und Hermann Wendel (1908 bis 1913). Unserem Wilhelm Schmidt hat die Frankfurter Arbeiterschaft als ihrem langjährigen Reichstagsabgeordneten und Redakteur ein Jahr nach seinem Tode auf dem Sachsenhäuser Friedhof ein Denkmal mit seinem Bildnis errichtet.

Im Jubiläumsjahre der „Volksstimme“ sind als Redakteure tätig: Dr. Max Quard (seit 1896), Otto Zielowski (seit 1898), Wilhelm Jander (seit 1902), Oskar Quint (seit 1903, früher schon als Expeditionsgehilfe, jetzt zum Landsturm eingezogen), Richard Witttrich (seit 1908), Gustav Hammer (seit 1912).

Unser Strafregister.

Die „Volksstimme“ ist natürlich nicht von Prozessen und Strafen verschont geblieben. In den ersten Jahren sind die Angaben über die von den Verurteilten gezahlten Gerichtskosten und Strafen nicht lückenlos festzustellen. Aber mit ziemlicher Sicherheit ist anzunehmen, daß wir in den 25 Jahren mit circa 50 000 Mark zu rechnen haben. Allein in den Jahren von 1903 bis 1914 wurden 34 004,37 Mark ausgegeben. Gefängnisstrafen haben in den 25 Jahren die Genossen Hoch, Maier, Schmidt, Dr. Quard, Zielowski, Jander, Quint, Witttrich insgesamt 3 Jahre 11 Monate erlitten.

Ausblick.

Die harten Tage, in denen wir jetzt im vollen Einklang mit der Gesamtpartei und der Reichstagsfraktion für die wirtschaftliche und politische Selbstständigkeit Deutschlands kämpfen, zeigen, daß die 25 Jahre lang geleistete Erziehungsarbeit nicht nutzlos war, daß die werktätigen Massen treu zu ihren Organisationen und zu ihrem Blatte stehen, so daß der Abonnentenrückgang verhältnismäßig gering ist, obgleich ein reichliches Drittel der Abonnenten zum Kriegsdienst eingezogen wurde. Ganz besonders erfreulich und erhebend ist es für uns, von den im Felde stehenden Genossen immer wieder die Mitteilung zu erhalten, wie groß dort das Interesse für die „Volksstimme“ ist, wie das Arbeiterblatt von Hand zu Hand wandert, wie Unteroffiziere und Feldwebel, Offiziere und Hauptleute nach der „Volksstimme“ greifen, um aus der Heimat Nachricht zu erhalten und sich über den Kampf „hinter der Front“ zu informieren, den insbesondere die Arbeiterpresse gegen den Kriegs-Wucher auf dem Warenmarkte führt. Die Klassenbewußte Arbeiterschaft wird — wie sich die Dinge auch weiter entwickeln — die schweren Zeiten, die auf den Vätern liegen, überwinden durch Einigkeit und innere Stärke!

Aufgaben der Arbeiterpresse.

Ein Jubiläumsebeitrag von Karl Frohme-Samburg.

In beispiellos ernster und schicksalsschwangerer Zeit begeht die Frankfurter „Volksstimme“ das Jubiläum ihres 25jährigen Bestehens. Gern entspreche ich dem Wunsche der Redaktion, für die Festnummer einen Beitrag zu liefern.

Schon in den ersten schwachen Anfängen war die Sozialdemokratie eifrigst darauf bedacht, für ihre Propagandazwecke sich außer der Rede in Versammlungen nach Kräften auch der Presse zu bedienen. Ferdinand Lassalle selbst hat in seinem an das Leipziger Zentralkomitee gerichteten Antwortschreiben vorausgesetzt, daß die Partei durch die Beiträge ihrer Mitglieber eine „für Agitationszwecke gewaltige finanzielle Macht“ werden würde, die öffentliche Blätter zur Propagierung ihrer Grundzüge und Bestrebungen gründen müsse. Mit der Verwirklichung dieses Vorschlages konnte erst nach Lassalles Tod der Anfang gemacht werden. Es entstand zunächst nur ein Blatt: „Der Sozialdemokrat“ als offizielles Organ des „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins“, das zu halten und zu verbreiten jedem Mitgliede zur Pflicht gemacht wurde. Nach der Spaltung im Jahre 1869, als neben dem „Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein“ von der sogenannten Eisenacher Richtung die „Sozialdemokratische Arbeiterpartei“ gegründet worden war, schuf auch diese sich ein offizielles Organ, den „Volksstaat“. Daneben entstanden zunächst im Rahmen letzterer Organisation und sodann nach der im Jahre 1875 erfolgten Vereinigung beider Richtungen zu der „Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands“ in den großen Zentren der Bewegung lokale Parteiblätter, womit in der Folgezeit mehr und mehr die Gründung von Genossenschaftsbuchdruckereien sich verband, um das Eigentumsrecht und Bestimmungsrecht an den Parteiblättern möglichst zu sichern.

In die erste Zeit des Wirkens der geeinigten Partei fiel auch die in Gemeinschaft mit anderen Parteigenossen von mir während meines Wirkens in Frankfurt schon früher erstrebte Gründung des „Frankfurter Volksfreund“ als sozialdemokratischen Organs für den Maingau, dessen Redaktion ich bis zu seinem Eingehen beim Inkrafttreten des Sozialistengesetzes leitete. Wie alle anderen derartigen Unternehmungen, so hatte auch dieses mit ganz außerordentlichen, besonders finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Fast alle lokalen Parteior-gane waren Schmerzenskinder der Partei, weit mehr noch als die Zentralorgane.

Beim Erlaß des Sozialistengesetzes besaß die Partei 42 politische Organe. Die auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung stehende gewerkschaftliche Organisation verfügte über 14 Organe. Fast alle diese Blätter fielen dem ersten Ansturm der Reaktionsgewalt unter dem Ausnahme-gesetz zum Opfer, und alle Versuche, durch Gründung neuer Blätter einigen Ersatz zu schaffen, scheiterten in den ersten Jahren an der polizeilichen Verbotspraxis. Das war auch in Frankfurt a. M. der Fall. Meine zweimaligen Versuche, den „Volksfreund“ durch ein mit den ausnahmerechtlichen Zuständen rechnendes Wochenblatt zu ersetzen, erreichten schon beim Erscheinen der Probenummern ihr Ende. Doch wurde, nachdem nahezu ein Jahr seit dem Inkrafttreten des Ausnahme-gesetzes ver-flossen war, für die Gesamtpartei einiger Ersatz geschaffen. In Zürich erfolgte die Gründung des „Sozialdemokrat, Internationales Organ der Sozialdemokratie deutscher Zunge“, dessen erste Nummer am 28. September 1879 erschien. Natürlich verfiel auch dieses Organ sofort dem polizeilichen Verbot, und sonach wurde seine Verbreitung zu einem Delikt, dessen Begehung so viele Parteigenossen die Jahre hindurch mit fast durchweg sehr harten Gefängnisstrafen zu büßen hatten.

Welches Maß innerlichen Erstarkens das Ausnahme-gesetz mit seiner drakonischen Polizeidiktatur unserer Partei brachte, kann nur derjenige vollkommen ermessen und würdigen, der jene schwere Zeit in der Kampffront der Partei selbst miterlebt hat. Dieses Erstarken fand u. a. wesentlich auch darin mit seinen offenkundigen Aus-druß, daß die von der Polizei und der Rechtsprechung zu „Geheimbünden“ gestempelten Parteigenossenschaften der einzelnen Zentren unserer Bewegung mit stetig wachsen-der Energie, Ausdauer und Opferfreudigkeit, besonders in der zweiten Hälfte der 80er Jahre, die Gründung und Erhaltung neuer Blätter sich angelegen sein ließen, wäh-rend die Energie der Polizeigewalt am Widerstande der trotz allen Drudes und aller Verfolgung kräftig aufstre-benden Partei sich mehr und mehr erschöpfte und nach dem Regierungsantritt Kaiser Friedrichs und dem Sturz Puttkamers und Bismarcks fast völlig zusammenbrach. Beim Erlaß des Sozialistengesetzes 1890 verfügte die Partei über 60 politische Blätter, 18 mehr als beim Be-ginn des Ausnahmezustandes. Die freien gewerkschaft-lichen Organisationen hatten es auf 41 Organe, 27 mehr als 1878, gebracht.

Zu den noch vor dem Erlaß des Sozialisten-gesetzes gegründeten Parteiorganen gehört auch die „Frankfurter Volksstimme“. Ihr erstes Er-scheinen im Dezember 1889 war eine Art Generalquittung an die Reaktion für die leidens- und opferschwere Zeit, die der Frankfurter Parteigenossenschaft insbesondere durch die Verhängung des kleinen Belagerungszustandes über Frankfurt und Umgegend Ende des Jahres 1886 auferlegt worden war. Nur noch ein Jahr dauerte der ausnahmegesellschaftliche Zustand, dann gewann die von dem neuen Aufschwung der Partei begünstigte „Volksstimme“, deren Entwicklung ich immer mit großem Interesse verfolgt habe, alsbald mehr und mehr sicheren Boden in der arbeitenden Bevölkerung. Längst steht sie durchaus entsprechend der Bedeutung der Frankfurter Parteigenossenschaft in unserem Parteileben, im Kreise der sozialdemokratischen Blätter mit an erster, an hervorragender Stelle. Ihr Jubiläum mögen alle ihre Funktionäre, Redaktion, Verwaltung, technisches Personal, ihre Mitarbeiter, die ganze Frankfurter Parteigenossenschaft mit hoher Freude und Genugtuung begehen, und sie dürfen der herzlichsten Glückwünsche der gesamten Partei sicher sein. Der „Volksstimme“ gebührt die Anerkennung, daß sie sich stets redlich, mit Eifer und Umsicht und nicht zu unterschätzendem Erfolg bemüht hat, den großen und schönen, aber auch verantwortungsvollen Aufgaben zu genügen, die sich für eine sozialdemokratische Zeitung aus den Grundzügen und Bestrebungen, dem Charakter und der Bedeutung unserer Partei ergeben.

Jedes unserer Blätter soll und muß sehr viel mehr sein, als ein Organ für speziell parteipolitische Interessen. Immer hat die Sozialdemokratie, wenn sie gegnerischer-seits beschuldigt wurde, „nur Parteiinteressen“ zu kennen, sich durchaus zurechtfindend darauf berufen, daß ihre Existenz, ihre Entwicklung, ihre Grundzüge und Bestrebungen sich vollkommen decken mit den wahren Kulturinteressen unseres Volkes und aller anderen Nationen. Die ganze Kulturentwicklung drängt mit elementarer Wucht zu einer neuen Weltanschauung, der Vorläuferin einer organischen Um- und Neugestaltung der ganzen Gesell-schaftseinrichtung. Zu dieser neuen Anschauung, zu neuen Rechtsbegriffen, zu erweiterten und geklärten Menschheitsideen müssen die arbeitenden Klassen erzogen werden.

Und schließlich: unsere Parteipresse trägt einen Hauptteil der Verantwortlichkeit für die Erhaltung und Stärkung der Parteidisziplin, ohne die ein erfolgreiches Wirken der Partei unmöglich ist, ebenso für den verständigen und gerechten Ausgleich von Meinungsverschieden-heiten in der Partei, eine Aufgabe, die mit der Pflege der Disziplin sehr eng zusammenhängt.

Die Frankfurter „Volksstimme“ darf das Zeugnis beanpruchen, daß sie es an gutem Willen, an Geschick und Ausdauer, all diesen Aufgaben zu genügen, niemals hat fehlen lassen. Sie kann ihr Jubiläum begehen in dem erhebenden Bewußtsein gewissenhafter und erfolg-reicher Pflichterfüllung.

Euer Jubiläum fällt in eine beispiellos ernste und schicksalsschwangere Zeit. Der Weltkrieg, dessen Verhin-derung die Sozialdemokratie und mit ihr die Frankfurter „Volksstimme“ vergeblich erstrebt hat, ist der Vorläufer gewaltiger politischer, wirtschaftlicher und sozialer Um-wälzungen. Damit tritt auch die Sozialdemokratie in ein neues Stadium ihrer Entwicklung ein. Sie wird bei der bevorstehenden Neugestaltung unseres nationalen Wesens und des ganzen Kulturzustandes sich wirksam erweisen müssen. Sie hat in Gemeinschaft mit den früher soviel geschmähten und verfolgten gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisationen, wie ja auch von Seiten ehrlicher Gegner längst anerkannt worden ist, ein hohes Maß von echter Vaterlandsliebe und sozialer Moral durch die Tat bewiesen, dessen gebührende Wür-digung in Zukunft ganz gewiß einmal schwer ins Gewicht fallen wird. Daß in dieser Zeit der Geist nationaler und sozialer Solidarität geradezu vorbildlich von der organisierten Arbeiterschaft betätigt wurde, dafür muß billigerweise insbesondere der sozialdemokratischen Presse ein Hauptverdienst zugesprochen werden. Und ich glaube sagen zu dürfen, daß an diesem Verdienst auch die Frank-furter „Volksstimme“ in erheblichem Maße beteiligt ist.

So stehe denn fest, waderer Kampfgenosse, in den Stürmen und Drangsalen der Gegenwart! Auch diese opferschwere Zeit ist für uns eine Zeit der Entwicklung, des Erstarkens und des Vorwärtsschreitens. Vorwärts, der neuen Zeit entgegen!

Die „Volksstimme“ als Offenbacher Gast.

Von Reichstagsabgeordneten Karl Ulrich-Offenbach.

Zum 25jährigen Jubiläum der Frankfurter „Volksstimme“ wolft Ihr einiges aus meinen Erinnerungen an jene Zeit ge-schrieben haben. Das ist leichter verlangt, als gemacht; denn die Mate-rialien aus jener Zeit sind sehr spärlich geworden und die reinen Erinnerungen vermischen sich in einem Zeitraum so vieler Jahre. Doch ich wills versuchen.

Wir Offenbacher hatten uns aus den ersten Jahren des Sozia-listengesetzes unser Blatt und die Druckerei gerettet, während den Frankfurter Genossen nichts von ihrem früher herausgegebenen „Volksfreund“ geblieben war, so daß am Ende der 80er Jahre, als die Reichstagswahl für 1890 bevorstand, die Frankfurter Par-tei ohne jede Vertretung in der Presse war. Für den Wahlkreis Hanau-Gelnhausen-Orb hatten wir hier in Offenbach schon seit einiger Zeit die „Hanauer Volkszeitung“ herausgegeben und da-mit für die Genossen des Kreises ein vorzügliches Wunde- und Agitationsmittel geschaffen. Dieses Beispiel veranlaßte die Frank-furter Genossen 1889 der Frage näher zu treten, ob es nicht mög-lich sein könnte, in Offenbach ähnlich wie für Hanau auch für Frankfurt ein Blatt zu drucken und so billig herzustellen, daß es möglich würde, dasselbe finanziell zu halten, auch wenn die Annoncen-Einnahmen sehr niedrig sein würden. Das war aber nur zu erreichen, wenn der Text beider, bzw. aller drei Blätter gleich bleiben konnte. Und das hatte seine Schwierigkeiten, denn den Frankfurter Genossen passten die Artikel des „Offenbacher Abendblattes“ nicht immer. Deshalb stellten denn auch die Frank-furter sehr bald einen eigenen Redakteur an und uns Offenbachern blieb es frei, dessen Artikel für uns zu benutzen.

So wurde die Frankfurter „Volksstimme“ mit dem Beginn des Jahres 1890, kurz vor der am 20. Februar stattfindenden Reichstagswahl, bei der der Genosse Wilhelm Schmidt gewählt wurde, herausgegeben und hier in Offenbach von uns gedruckt. Allein schon die Tatsache, daß Frankfurt, die Großstadt, nur wider-willig und gezwungenermaßen die Herstellung des Blattes aus-wärts vornehmen lassen mußte, genügt, um zu verstehen, daß unsere gemeinsame Arbeit nur von kurzer Dauer sein konnte. Dazu kamen noch die Schwierigkeiten, die sich in Redaktion und Expedition im Laufe der Zeit ergaben und eine Trennung unver-meidlich machten. So ging denn die Herrlichkeit auch schon im April des Jahres 1891 zu Ende. Die „Volksstimme“ hatte sich in der verhältnismäßig kurzen Zeit von etwas mehr als fünfviertel Jahren, Geltung in Frankfurt verschafft, konnte einen Drucker finden und wurde mit Mai 1891 selbständig in Frankfurt her-gestellt.

Die redaktionellen Schwierigkeiten waren aber oft drolliger Art und bestanden hauptsächlich darin, daß wir einzelne Wen-dungen gewisser Artikel nicht ins Offenbacher Blatt übernehmen konnten. Das gab dann öfters Anlaß zu lebhaften Auseinander-setzungen, die aber — das will ich hier ausdrücklich hervorheben — stets in freundschaftlicher Weise geführt wurden, so daß mir die Erinnerungen an jene Zeit stets angenehm geblieben sind. Eine davon möge hier festgehalten werden. Es handelte sich um einen sonst recht guten Artikel, der aber einige Wendungen enthielt, die meiner Auffassung nach unfehlbar einen Prozeß wegen Majestäts-beleidigung zur Folge haben würden. Die Korrekturfahne lag vor mir, mein Frankfurter Kollege, damals ein junger Mann, der noch nicht lange von der Universität, wo er studiert hatte, abgegangen war, sah mir gegenüber, als ich ihm die Stellen zeigte, die meiner Auffassung nach den Majestätsbeleidigungs-prozeß bringen mußten. Ich redete auf ihn ein, er solle die Stellen ändern, das würde der Güte des Artikels nichts abtragen, und schlug den andern Wortlaut vor. Allein es nützte alles nichts. Ich sagte dem Kollegen, daß ich als alter Späz, der circa 30 Semester Journalistik, darunter 4 Semester „Schwedischer Gar-dinen“ hinter sich hätte, überzeugt davon wäre, daß der Staats-anwalt eingreifen würde — umsonst. Der Artikel kam in der Frankfurter „Volksstimme“ im Urtext und im „Offenbacher Abend-blatt“ in verändertem Text. Und einige Tage darauf kam auch der Frankfurter Staatsanwalt. Der Darmstädter Staatsanwalt ließ die Hände vom „Offenbacher Abendblatt“. Mein junger Frankfurter Kollege flog — irre ich nicht — mit 6 Monaten Ge-fängnis hinein.

An diese Episode habe ich oft genug gedacht, und wenn er sie liest, wird er sich mit mir ihrer erinnern.

1. Beilage zu Nummer 304 der Volksstimme.

Donnerstag den 31. Dezember 1914.

Neujahr in Waffen.

Ein paar schwache Friedensnachklänge vom Weihnachtsfest her durchschwirren dieser Tage die Luft. Aber Neujahr steht noch die Welt in starrenden Waffen. Das ungeheure Ringen zwischen deutschen und russischen Kräften in Polen dauert an, wenn auch mit der deutlichen Wendung zur Demolierung der moskowitzischen Dampfwalze. An der Westfront rüstet sich Frankreich nach dem Scheitern der Vorstöße, die als Spektakelstück neben der verstärkten englischen Armee, zu neuen Angriffen mit der verstärkten englischen Armee. Von Süden her droht das unsichere Italien und der Balkan, der jeden Augenblick zum feuerpeinenden Berg werden kann, und im Ägypten brodeln und gärt es in Afrika, auch wenn die äußerste Geschicklichkeit und Erfahrung der Engländer im Schachbrettspielen mit unmißlichen Völkern Gegenkräfte gegen den „heiligen Krieg“ zu gruppieren weiß. Danach sieht es nicht aus, als ob der Einfluß des Europäers Wille, des ehemaligen russischen Finanzministers, etwaigen Wünschen echter Preußen nach einem frühzeitigen russisch-deutschen Sonderfrieden die Wege bereiten könnte, und als ob der private Versuch des luxemburgischen Staatsmanns Eschen, die Schweiz für einen Friedensvorschlag zu interessieren, der den alten Stand der Dinge wiederherstellt, vorläufig mehr als gasstafte Weihnachtsklänge gewesen wären, die das Geheiß der Schlachten schon wieder verschlungen hat.

Niemand kann noch klar sehen, wohl auch die Verantwortlichen der bürgerlichen Gesellschaft nicht, die diesen Kriegen begonnen und durchzuführen haben. Wir als Sozialisten aber halten uns an die wirtschaftlichen Kräfte, die unter der politischen und militärischen Oberfläche wirken und versuchen an der Jahreswende auf ihren Grund zu blicken, um zu ersehen, was die fünf opferreichen Kriegsmomente des abgelaufenen Jahres an wirtschaftlichen Erscheinungen zur Entwicklung brachten.

Sicherer noch als zu Beginn des Krieges steht heute fest, daß die immer heftigere Reibung zwischen den national organisierten großen Kapitalmächten dieser Welt, den alten und den jungen, neu aufstrebenden, das Aufspringen des gärenden Kunkens begünstigte. Immer deutlicher offenbarten sich der Verlauf des Kriegs und die Verhältnisse unserer weltlichen Gegner selber, daß sie sich in ihrer gealterten technischen und Handelskultur bedroht fühlen durch das mit jugendlicher Arbeitsamkeit begabte Deutschland. Es handelt sich wirklich in der Hauptsache um eine wirtschaftliche Untertreibung, die diesmal mit einem Weltkrieg aufzuhalten oder auszugleichen versucht wird. Die Länder mit der älteren kapitalistischen Kultur haben sich mit dem Lande des jüngsten kapitalistischen Aufstiegs vermischt. Millionen von Menschen werden, fiakt in langsamer Abnutzung, in kriegerischen Gefolomben verbraucht, die nur Tage und Wochen beanspruchen. Das riesenhafte Fortschreiten des Vorganges ändert nichts daran, daß es sich nur um eine Steigerung des Wirtschaftskampfes in die raschere und gründlichere Form des Krieges dreht. Die gewalttätigen Mittel, die unsere Gegner seit Kriegsbeginn zur Vernichtung unserer weltwirtschaftlichen Beziehungen erfordern und strubellos anwandten, bilden ein reiches Register von Völkerverbrechen zu kapitalistischen Konkurrenzgeboten. Der Wettbewerb mit Melinit und Turpin! So barbarisch das klingt, gerade wir Sozialisten müssen uns darüber klar

sein, daß es so ist. Auch deshalb, weil sonst unser Verhalten im Kriege unerklärlich wäre.

Wir deutschen, französischen, englischen Sozialisten hätten uns mit wenigen Ausnahmen nicht überall gleichmäßig hinter unser kriegsführendes Land stellen können, wenn nicht dieser Weltbrand eine Austragung kapitalistischer Gegensätze auf verschiedenen geschichtlichen Stufen der Technik wäre, in denen wir, jeder in seinem Lande, mit unserer Arbeiterbewegung tanzten. Deshalb sind wir untrennbar verstrickt auch in die kriegerische Gestaltung dieser Krisenfrühe, wie wir verstrickt waren in Friedenszeiten in alle wirtschaftlichen Zusammenstöße und Reibungen zwischen unseren Ländern. Nur daß uns in diesen noch niemals der Lebensfaden abgeschnitten werden sollte. Weil das aber jetzt mit dem englisch-französischen Geschäftskrieg und mit freundschaftlicher Unterstützung der „neutralen“ nordamerikanischen Kapitalwelt geschehen soll, weil selbst die Schweiz, Skandinavien und Italien dabei nicht gekehrt werden, wie uns diese fünf Monate reichlich gelehrt haben, müssen wir uns unserer Haut und unserer jüngeren, frischeren, kampfkräftigeren deutschen Kapitalkultur wehren, auch wenn es nur eine Kapitalkultur mit den ersten sozialen Einwirkungen der Arbeiterbewegung ist. Allein Rußland war nicht kapitalistisch legitimiert zum Eingreifen. Seine Verfassung steht noch in mehr als mittelalterlichen Formen. Seine Kapitalismwelt hätte noch zur Modernisierung der wirtschaftspolitischen Verhältnisse des Landes das meiste zu leisten. Sie begnügte sich bisher mit der Sicherung vollkommenster Bauern- und Arbeiterausbeutung durch den Autokratismus des absoluten Zaren. Sie hätte noch die eigenen Zimmer gründlich zu kehren, ehe sie den Balkan und Frankreich gegen Österreich und Deutschland mit aufputschen helfen durfte. Daß die französischen Ministerreden der letzten Tage ausgerechnet die bürgerlichen Freiheitsforderungen der großen Revolution als Vorspann für den „Aufreißungskrieg“ gegen Deutschland benutzen wollten, war daher ein geschichtlicher Scherz und eine Satire auf die Beilegung Rußlands am Weltkrieg. Deshalb konnten auch die russischen Sozialisten die einzigen Mitglieder der Arbeiterinternationale in den kriegsführenden Ländern sein, die sich geschlossen gegen den Krieg stellten.

Das neue Jahr übernimmt die wirtschaftlichen Gegensätze zwischen den kämpfenden Ländern in unverminderter, vielleicht durch die fünf ersten Kriegsmomente noch geschärfter Heftigkeit. Wer kein politischer Beigießer und Zeichenreiter der Schwermacht ist, wird deshalb aus dem bisherigen Verlauf des Krieges nur eins mit untrüglicher Gewißheit schließen können: die wirtschaftliche und technische Entwicklung Deutschlands zurückzuführen, scheint unseren Gegnern nicht zu gelingen. Sie stößt sich vielmehr an den schwierigeren Aufgaben, die ihr jetzt gestellt sind, ihre Aufrechterhaltung und Anpassung an den Krieg ist eine Hauptursache unserer erfolgreichen Verteidigung gegen ein Uebermaß von Widerstehern; und der Krieg hat uns auch für die innere Politik bei allem Druck des Belagerungszustandes manche Stufen der bürgerlichen Entwicklung rascher ersteigen lassen, als es sonst der Fall gewesen wäre. Unsere Gegner aber, namentlich Frankreich und Rußland, zeigen bereits unter viel stärkerem inneren wirtschaftlichen Schaden, als Deutschland. Dieses wirtschaftliche Ergebnis fünfmonatlicher Kriegserfahrungen und furchtbarer Volksopfer ist das Sichere und Gewisse, was

wir in das neue Jahr hinübernehmen. Es wird auch auf unsere Gegner keine Wirkungen nicht verfehlen und den Frieden am wirksamsten vorbereiten.

Eine russische Friedensstimme.

Das in Moskau erscheinende Blatt „Ruskoje Slovo“ schreibt, Rußland habe wenig Interesse an einem Angriffskrieg gegen Deutschland und Österreich-Ungarn, jedenfalls nicht genug, um einen solchen Krieg bis zu Ende durchzuführen; es spricht von einem Sonderfrieden in einem günstigen Augenblick und bezeichnet die Weiterführung des Krieges bis zum Ende als eine Lebensfrage für England.

Den Starken Heil!

Nicht denen gilt unser Gruß, die mit straffen Muskeln und ausdauerndem Körper das schwere Waffenhandwerk leisten, sondern Heil und Preis rufen wir zu allen, die aufrecht und stark durch die Greuel dieser Zeit gehen, gradus den Blick auf hehre Ziele, wie Dürers Ritter, den nicht Tod und Töfel fährt. Und nicht die Empfindungen, die täglich in Qual und Not aufsteigen, gelten uns als Bürgen künftiger schönerer Zeiten. Das Unterpfand einer besseren Zukunft bewahren die anderen, die nicht weinen und klagen, sondern wirken und handeln. In sich wirken, auf daß die Schauer und Greuel über sie nicht Macht gewinnen, und um sich wirken, damit sie denen, die unter leiblichem Ungemach und seelischer Qual zusammenzubrechen drohen, eine starke Stütze seien.

Die sich nicht unterkriegen lassen, die Mut und Glauben — den Glauben an sich und die Menschheitszukunft — fest und tren behaupten: das sind die wahren Helden unserer Tage, ob sie kühn durchs frachende Wetter des Schrapnellbogens schreiten oder still „hinter der Front“ fürstlich den kleineren Kreis der Familie oder dem weiteren der Gemeinde sich widmen. Jeder ist Held, der im Weltunweg nicht zittert, sondern tren seine Aufgabe erfüllt. Für sie wurde die Weltkatalypse zum Probierstein, der das Gold ihres Weisens erwie.

Heil ihnen und Heil uns, denn also hat das Schicksal, das sie über die Menschheit kam, zugleich die Gewißheit gebracht, daß das Herrliche und Größte: die Befestigung der Solidarität, nicht untergehen kann, sondern wächst und sich ausbreitet und endlich triumphieren wird. Weil das Jahr 1914 diese Gewißheit stärkte, wird es dem kommenden Geschlecht nicht nur das schwarze und das blutrote Jahr heißen. Und deswegen können wir, zwar nicht in Uebermut, wie sonst, aber zukunftsicher dem Jahre 1915 den Willkomm darbringen. Mag es die Greuel häufen, es wird das starke Wollen der Strebenden darunter nicht begraben.

Der leidvolle Zug der Verstorbenen wird freilich noch lange durch die Massen wandern, gran wird die Sorge durch die Stuben gehen, so manches stille Gesicht wird in Stille gesunken. Die Hölle wird oft genug den Streitern sich auf-tun. Aber wie das Schicksal der dabei Gebliebenen vom Ernst des Lebens einen tieferen Gang erhält, so reifen erst recht die Söhne des Volkes, die Tag für Tag ihr Leben ein-sehen müssen. Jünglinge ziehen hinaus, die als Männer wiederkehren. Täglich umgibt sie Hurdhorgs: da schmiedet die Zeit mit wuchtigem Hammer das weiche Metall ihrer Seelen zum Stahl; wessen Jüngeres nicht von vornherein Schlode war, der wird geläutert. Tausendfältig appelliert der Drang der Not an edelste Tugenden, sei es, daß Hilfsbereitschaft für Kameraden, für Notleidende oder für — „Feinde“ herausgefordert wird.

Und es werden Taten edler Menschenliebe geleistet. Aus tausend Befundungen wissen wir es, daß die Barbarei, die der Krieg darstellt, tätige Hilfsbereitschaft gebiert. Aber mußte denn erst der schrecklichste der Schrecken kommen, damit offenbar werde, wie die Menschheit trotz der kapitalistischen Bar-

nacht hinaus. Auf unserem vorgezeichneten Vösten umgab uns in der ersten Stunde tiefe Stille; nur ab und zu hörten wir ein fernes Hundebellen und deutliches Gurren der Franzosen im Schreien der Natur. Da (war es möglich!) hob plötzlich ein Klang an und wuchs immer voller, immer klarer — ein Trom-petenolo „Stille Nacht, heilige Nacht“ von der deutschen Seite, 400 Meter vom Feinde! Ich sah im Geiste die ver-blüfften Franzosen, die einen ergriffen, die andern . . . Und als das Weihnachtslied verklungen war, folgte „O, du mein goldner Abendstern“, Wagners herrliche Schöpfung. Dann ich Euch das Gefühl beschreiben, das uns, die wir auf unsern Vösten eisen festgebannt waren und uns nicht durch einen Laut bemerkbar machen durften, durchströmte? . . . Leider waren Granatenschüsse von drüben und haben die mihltönige Fortsetzung des Weihnachtsabends. Schon von 6 Uhr abends ab hatten uns die Franzosen manche geendet. Aber kräftig und wundervoll klangen zwischen dem Pfeifen der Granaten und den Gewehrhalben der Franzosen und der Unrigen — die Weihnachtsweisen und Vaterlandslieder der „deutschen Barbaren“. Mitternacht kehrten wir von dieser einzigartigen Weihnachtsfeier auf erbornem Vösten zurück. Melduna beim Feldwebel vom Dienst: „Auf Vösten nichts Neues!“ Dann schlüpfen wir in unsere warmen Röcher . . .

Der Krieg und die Kunst in England.

Ein englischer dramatischer Autor namens Sir James Barrie hat nun den deutschen Kaiser selbst auf die Bühne gebracht. In einem Einakter, betitelt „Der Tag“, der im Kolosseum zu London zur Aufführung gelangte, zeigte er Wilhelm II. im Augenblick, als er das Ultimatum an Rußland unterzeichnete. Der Kampf, der sich nach der englischen Auffassung damals in der Seele des deutschen Monarchen abspielte, soll dramatisch außerordentlich wirkungsvoll zum Ausdruck gebracht sein. Wie Hamlet schwankt er zwischen zwei Gedanken, zwischen absoluter Siegeshoffnung und Angst vor Vernichtung. Da erscheint ihm die „Kaiserin“ und ruft ihm zu: „Frankreich, Rußland und Großbritannien sind mächtige Feinde, aber sie sind nicht imstande, die Grundlagen Deutschlands zu erschüttern. Aber hüte dich vor dem kleinen Belgien.“ Das neue Stück, das nach dem Zeugnis der Kritik zu dem künstlerischen Renommee des Verfassers nichts Neues beiträgt, fand trotzdem großen Beifall und wurde gleichzeitig auch in Newport aufgeführt. Für die englischen Truppen ist ein Wanderschauspiel errichtet

Seuileton.

Ein alter Neujahrsgruß.

Von Friedrich Stolze.

Sei die Manneshand geboten
Allen Stolzen allerwegen,
Die im Licht, im morgenroten,
Hoch die Stirne tragen mögen!
Die noch heben kühn den Nacken,
Trotz der hochgeschwungenen Keule,
Die noch ragen aus den Schlaßen,
Eine hohe Feuerfäule.

Sei die Manneshand gedrückt
Allen Festen, allen Treuen,
Die noch halten unverrückt
Zur Standarte, sonder Scheuen!
Allen festen, treuen Männern
In der Zeit des Wankelmutes,
Allen offenen Bekennern
Bis zum letzten Tropfen Blutes.

Sei die Männerhand geschüttelt
Denen drauß' in fremden Landen;
Die da Frost und Hunger rüttelt,
Den Verfolgten und Verbannten;
Denen, so die Kerker füllen,
Die da lebend sind begraben,
Die da um der Freiheit willen
Ihre eigne Freiheit gaben.

Ruhm und Ehre unsern Toten,
Unsern Tapfern, unsern Braven,
Die da heiligen den Boden,
Wo sie fielen, wo sie schlafen!
Deden Weichen euch im Märzen!
Deden euch im Lenze Blüten!
Mög' im Grab ob eurem Herzen
Eine Frühlingslerche brüten.

Und so sei auch du begrüßt,
Neues Jahr im Hoffnungsglance!
Was du bringst, was dir entspricht,
Ist es Palme oder Lanze?
Wie es komme, wie du ringst,
Mit der Palme, mit dem Eisen,
Wenn du uns die Freiheit bringst.
Sollst du unser Heiland heißen.

Weihnachten auf Lauschköpfen.

Ein junger Frankfurter Krieger vom 80. Inf.-Regt. schreibt seinen Angehörigen: „Es war ein untergeklärtes Weihnachtsfest. Heiligabend . . . Parole: „Weihnachten!“ So entließ der Hauptmann uns, die wir Patronen und Lauschköpfen an diesem erwartungsvollen Abend hatten! — Dachten wir doch, die Franzosen planten einen heiligen Angriff, um uns während unserer Feiertage zu überraschen. Da hieß es in doppelter Gefechtsbereitschaft zu sein! Trotzdem war eine herrliche Weihnachtsstimmung in vielen unserer Herzen eingezogen. 10 Uhr abends hatte ich auf Lauschköpfen mit einem meiner Kameraden zu ziehen. Zunächst ging es an den vielen kleinen Erdgräben vorbei, an denen mein Weg hinaus vor den Schützengräben auf den blutgetränkten Boden durch einen Laufgraben führte. Da erschollen schon kräftige Stimmen: „Stille Nacht, heilige Nacht“, kleine aufgesteckte Lichtlein auf frischem Grün erhellten die tiefbewegten, singenden Men-schen und strahlten in die ganz prachtvolle sternenhelle Mond-

bare aufgestiegen ist zu höherer Gestalt und opferbereiter Menschenliebe? Mußten erst Dörfer und Städte verbrennen, damit tausende brave Soldaten selbst von ihrer Notdurft gaben, auf daß die „Feinde“ nicht erfroren und verhungerten?

Die Frage wird in Millionen Köpfen und Herzen brennen, wenn erst Friede ist, keine Ruhe geben, wird rumoren und antreiben, wird täglich den Starben, die durch Feuer und Kartätschengefrach stürzten, zusehen, sie quälen und beinigen — und wird in Millionen den festen Willen zum Reissen bringen, alles zu tun, damit nicht wieder Grauen und Vernichtung über die Welt schreite. Millionen zumal der arbeitenden Jugend der Kulturländer, die jetzt im Kampfe liegen, werden vom Grauen sich nicht niederbeugen lassen; mit hochgehobener Stirn wird die zur Männlichkeit gereifte Jungmannschaft den Streit dort beginnen, wo er nicht mit Nordwesten geführt wird, sondern mit der Kraft der Organisation und zum Ziel der Menschheitsbefreiung.

Das schwebende Jahr zeigt ein Gorgonenhaupt, das kommende Jahr hält sich die gleiche Maske vor. Die Starben aber schreut es nicht. Sie behaupten sich aufrecht, trotz Tod und Teufel. Den Starben Heil!

Der gestrige Tagesbericht.

(Wiederholt, weil nur in einem Teil der gestrigen Auflage enthalten.)

Großes Hauptquartier, 30. Dez. vormittags. (M. V. Amtlich.) Westlicher Kriegsschauplatz: Um das Geschloß St. Georges, südöstlich von Neuport, welches wir vor einem überraschenden Angriff räumen mußten, wird noch gekämpft. Sturm und Wolkenbrüche richteten an den beiderseitigen Stellungen in Flandern und im Norden Frankreichs Schaden an. Der Tag verlief auf der übrigen Front im allgemeinen ruhig.

Ostlicher Kriegsschauplatz: In Ostpreußen wurde die russische Heereskavallerie auf Pillkallen zurückgedrängt. In Polen, rechts der Weichsel, ist die Lage unverändert.

Auf dem westlichen Weichselufer wurde die Offensivtaktik des Bzura-Abchnittes fortgesetzt. Im übrigen dauern die Kämpfe an dem und östlich des Rawka-Abchnittes, sowie bei Inowolodz und südwestlich fort.

Nach auswärtigen Mitteilungen hat es den Anschein, als ob Lomiza und Skierniewice nicht in unserem Besitz wären. Diese Orte sind seit mehr als sechs Tagen von uns genommen. Skierniewice liegt weit hinter unserer Front. Oberste Heeresleitung.

Die Kämpfe in den Karpathen.

Der „Morning Post“ wird gemeldet: Der Kampf in den Karpathen dauert mit verzweifelter Heftigkeit fort. Die Russen verstärken die Truppen auf der ganzen südlichen Front. Die Schlacht mündet in dieser Gegend schon über zwei Wochen. Am vorigen Sonntag war der Vatrozja-Fluß zugefroren. Die Russen brachen das Eis auf einer Strecke von mehr als sieben Kilometer auf, um die Oesterreicher an dem Uebergang zu verhindern. Am folgenden Abend war der Fluß auf neue so weit zugefroren, daß der Uebergang an verschiedenen Stellen möglich war. An einigen Punkten entstanden auf dem Eis Gefechte von Mann gegen Mann. Das Eis brach ein und die miteinander ringenden Mannschaften verschwanden zusammen in dem eiskalten Wasser.

Wien, 30. Dez. Eine russische Batterie übermittelte der Festung Przemyśl folgende Weihnachtswünsche: Wir wünschen Ihnen und all den tapferen Verteidigern der Festung von ganzem Herzen ein ruhiges und fröhliches Weihnachtsfest, Freude und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Gott gebe die Erfüllung aller Ihrer Wünsche. Dies ist der aufrichtigste Wunsch der Offiziere und Mannschaften der fünften Batterie der 7ten Artillerie-Brigade.

worden. Dieser neue Theatervorstellung besteht aus neun Automobilen, die die beste Variététruppe Londons beherbergen, eine Truppe, die bisher 15 000 Fremken in der Woche verdiente. Die Initiative dazu ergreift die Operntendin Elsa Maria Terris, die in Lagatellen den Soldaten Chansons vorzutragen pflegte. Ihr Mann, der Schauspieler Gids, ging auf ihren Vorschlag ein, und Kitzner und Jensch gaben ebenfalls ihre Einwilligung. Natürlich wirken alle Teilnehmer ohne Entgelt mit. Auch der Impresario, der Gids engagiert hatte, willigte sofort in die Lösung des Kontraktes ein.

Ein mißglückter französischer Bajonettangriff.

Der Redakteur des Pariser „Figaro“, Charles Lardoux, der den Feldzug als Korporal mitgemacht hat und dabei schwer verwundet wurde, gibt folgende packende Schilderung von einem mißglückten französischen Angriff:

Da wären wir also mitten im Tosen der Schlacht. Es ist das erste Mal, und wahrhaftig, wir sind ein wenig aufgeregt, ein wenig zögernd und ungewiß. Die Kugeln, die unbereit ihre Bahn unter dem Mälerdach dahinschleichen, wehen ein Netz um uns, dessen unsichtbare Maschen fortwährend losgetrennt, fortwährend erneuert werden, und in das wir uns blindlings mit gesenktem Kopf wie Fische stürzen. Diese furchtbaren Mitrailleur-Maschinen! Wenn wir rückwärts marschieren, würde uns der Tornister etwas beschützen. Aber nein, es heißt, den Kugeln, die den Menschen durchdringen, wie eine Nadel das Gewebe, die Brust, die Stirn, die Augen darbielen, alles das, was der böse Zufall zu Brei zermalmen kann. Ich beneide das Rhinoceros und das Krokodil. Niemals habe ich so alle meine verwundbaren Stellen gefühlt. Schnell den Tornister auf den Rücken. Das Gefühl der Pflicht kommt mir zusammen mit dem der Gefahr zum Bewußtsein, und ich verführe, nicht mehr an den Kampf zu denken. Ich fühle mich für den Mut einen kleinen Teil dieser lebendigen, marschierenden Mauer verantwortlich und blicke auf meine Kameraden. Keiner von ihnen steht aufrecht, alle liegen der Länge nach im Gras. Plötzlich springt der Adjutant hoch. Sein Gesicht ist blaß und verzerrt, mit blickenden Augen ruft er: „Nicht mehr feuern, vorwärts!“ Zusammengekrümmt springen wir durch das Waldbüschel in dem die Bäume wahre Kugelforridore bilden! Halt! und schon wirft sich alles zur Erde. Neben mir schleppt

Russische Stimmungen.

Aus Briefen, die dem Auslandskomitee der russischen Sozialdemokratie zugehen, bringt der „Vorwärts“ einige Mitteilungen. Danach haben die Arbeiter der Putilow-Werke und der Fabrik Alwas in Petersburg tatsächlich als Zeichen des Protestes gegen die Verhaftung von fünf sozialdemokratischen Dumaabgeordneten gestreikt; dagegen entwickelt der anfangs Oktober wiedereröffnete Metallarbeiterverband keine Tätigkeit, weil die staatlichen Arbeiter sonst im Falle einer Maßregelung oder Verhaftung zu den Forderungen gerufen würden. Auch wurde jede sozialdemokratische Tätigkeit durch die Stimmung der Massen, die patriotisch gesinnt seien, und das Vaterland verteidigen wollten, auch panslawistischen Einflüssen zugänglich seien, erschwert.

Von allen Seiten wird bestätigt, daß in Rußland Mangel an militärischen Ausrüstungsgegenständen herrscht. Die einberufene Reichswehr trägt oft eigene Kleidung und die traditionellen bäuerlichen Habschuhe. Nur ein Gurt mit einem Blechschilde macht sie als Soldaten kenntlich. Die in Finnland stehenden Truppen sind mit veralteten Verdangewehren (Einzelladern) ausgerüstet.

Von Arbeitslosigkeit größeren Umfangs ist nichts zu hören.

In Warschau haben die dort tätigen sozialdemokratischen Parteien: die Sozialdemokraten Polens und Litauens, die polnisch-sozialistische Partei und der jüdische Arbeiterbund auf Grund des Einigungsorschlags der Brüsseler Juli-Konferenz des internationalen sozialdemokratischen Bureau eine gemeinsame örtliche Zeitung (Mada) geschaffen, in die je zwei Vertreter der genannten Parteien delegiert worden sind. Die „Mada“ hat einige Flugblätter gegen den Krieg verbreitet und ein Wirtschaftskomitee gegründet, dessen Mitglieder von 7000 Arbeitern gewählt wurden. Dieses Komitee errichtete Speisehallen für die arbeitslosen Arbeiter und sucht auch sonst die Not des Warschauer Proletariats zu lindern.

Die folgende Stelle der Mitteilungen ist dunkel: Aus den Kreisen der Dumaabgeordneten wird eine Tatsache mitgeteilt, die auf den Zusammenhang zwischen dem Krieg und der inneren Politik Rußlands grelle Schlußfolgerung wirft. Danach soll schon ein Manifest, weit umfassender als das Manifest vom 17./30. Oktober 1905, fertig gewesen sein. Als es sich aber herausstellte, daß auch England am Kriege teilnehmen werde, kam der Befehl, das erwähnte Manifest nicht zu veröffentlichen!

Wir fassen die Stelle so auf, daß gemeint ist: Am 30. Oktober 1905 brachte ein kaiserlicher Erlass die Aufhebung der selbstherrlichen Regierungsweise und die Zusage bürgerlicher Freiheiten. Diese Zusagen sind später, in der Zeit der Geistesrevolution, zertrümmert worden; sie sollten nun auf freier Grundlage erneuert werden. Nachdem jedoch England bedingungslos Kriegsbeitand leistete, hielt es der Zar nicht mehr für nötig, Versprechungen zu machen.

Das „polnische Preßbureau“ teilt mit: Das jetzt in Wien (1 Reutorgasse 9) amtierende Oberste Polnische Nationalkomitee ist in eine neue Phase seiner Tätigkeit getreten: es verband sich mit der Polnischen Nationalorganisation, die seit dem Ausbruch des Krieges auf dem Gebiete Rußisch-Polens hervorragende Dienste gegen das russische Regime geleistet hat. Als Repräsentanten des letzteren fand dem Obersten Nationalkomitee Universitätsprofessor Dr. Polarsky und Dr. Sokolnicki beigetreten. Diese Vereinigung der aktiven polnischen Politiker, die bis nun getrennt im Galizien und in Rußisch-Polen gearbeitet haben, verleiht dem Strome der antirussischen Bewegung mehr Macht und Einheitlichkeit. Ein Resultat von größter Tragweite ist schon jetzt zu verzeichnen: nämlich das Militärdepartement des Polnischen Nationalkomitees, das Legionäre anwirbt und organisiert, verlegt seinen Sitz aus Jaslonkau (Oesterreichisch-Schlesien) nach Rußisch-Polen. Es ist das erste Mal, daß auf dem Gebiete Rußisch-Polens eine national-polnische Militärverwaltung offiziell — im Einvernehmen mit Regierungen von zwei mächtigen Staaten — polnische Streitkräfte gegen den russischen Erbfeind organisiert, und wird diese Tatsache auch nicht verfehlen, auf die Gemüter der Bevölkerung den tiefsten Eindruck auszuüben.

sich ein Verwundeter auf dem Ellbogen stöhnend aus der Kampflinie zurück. Sein Blut färbt das Gras. Rechts und links hat der Wald die Leute verschlungen. Ich sehe sie nicht mehr. Wo sind sie? Was machen sie? Kaum kann ich in dichtem Blätterwerk zehn Mann unterscheiden, die wie die Würmer am Boden entlangkriechen.

Ein weiterer Sprung bringt uns endlich an die Linie. Wir leeren mechanisch unsere Patronentaschen. Viele aber rühren sich nicht mehr, die armen Teufel. . . Wie lange sollen wir so unter dem Feuer bleiben? Endlich schallt laut die Stimme des Hauptmanns herüber: „Vorwärts, zum Teufel, wollt ihr wohl aufstehen! Vorwärts!“ — „Was denn“, sagte mein Nachbar und duckt sich hinter einen zwerghaften kleinen Strauch. Wir haben Angst, weil wir wegen des dichten Gestrüpps keine zehn Meter weit sehen können und befürchten müssen, unversehens auf den sich verborgenen haltenden Feind zu stoßen. Es ist nicht zum Aushalten. Dies Gefühl ist wirklich unerträglich. Wüde und Wütend, mich so am Boden hinzuschleppen, erhebe ich mich. Wird denn dieser Wald nie aufhören? Wüsten wir nicht geradenwegs den unsichtbaren Deutschen in die Hände fallen? Takataka, takataka! Wieder Mitrailleur! Lassen wir den Sturm sich erst ausleben. Was für ein Vogel! Den Kopf hochheben, wäre der Tod. Wo ist meine Korporalschaft geblieben? Ich kenne keinen einzigen Menschen um mich. Die Mente brennt mir in der Hand. Wenn sie jetzt ankäme! Wir können keine achtzig Meter mehr von ihnen entfernt sein. Da der Befehl: Die Bajonette aufgeschlängelt! Die Hand will mir nicht gehorchen. Ruhe, Ruhe, Korporal! Das Blut hämmert mir in den Schläfen, mir wird heiß, die Kehle ist trocken, kaum kann ich schlucken. Die Kugeln schlagen an die Bäume, die deutschen 7ter und 75er wüten furchtbar. Die schmutzigen Flugbahnen der Geschosse wehen immer dichtere Gewebe um mich. Beim Aufstehen hat man das Gefühl, wie ein Taucher in ein metallisches Bad zu tauchen. Die Granaten laufen mit einer Wut wie schäumende Lokomotiven heran. Werden sie denn gar nicht müde zu schießen, diese verwünigten Deutschen! Nicht möglich, einen Befehl in diesem Getöse zu verstehen. Ich friere und schreie, weil ich sehe, daß man das neben mir auch tut.

In Wellenlinie, die hier und da zurückschwenkt, gehen wir vor, gleichsam eine Woge, die sich an unsichtbaren Ginder-

Russische „Requisitionen“.

Die Petersburger Telegraphenagentur berichtet aus Wilna, daß dort einige hundert landwirtschaftliche Maschinen und Geräte eintrafen, welche auf deutschem Gebiet requiriert wurden.

Vermutlich haben die Russen diese Maschinen, wie auch die gestohlenen Lemberger Bilder für Kriegsgeräte angesehen.

Oesterreichischer Tagesbericht.

Wien, 30. Dez. Amtlich wird verlautbart: 30. Dezember, mittags: In den Karpathen griffen unsere Truppen nördlich des Hysok-Passes an und nahmen mehrere Höhen. Nördlich des Luplow-Passes brachte ein Gegenangriff die Vorrückung der Russen zum Stehen. Weiter westlich ging der Feind mit schwächeren Kräften an einzelne Uebergänge heran.

Nördlich Gorlice, nordöstlich Rakiczy und an der unteren Rida brachen die russischen Angriffe unter schweren Verlusten zusammen. Im Raume östlich und südöstlich Tomaszow machten die Verbündeten Fortschritte.

Auf dem Balkan-Kriegsschauplatz herrscht an der serbischen Grenze Ruhe. Nächstliche Angriffe der Montenegriner auf Gai bei Autovac und auf Lastva bei Trebinje wurden abgewiesen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes: v. Höfer, Feldmarschallleutnant.

Von der Westfront.

Ueber Kopenhagen wird gemeldet, daß ganz Flandern in einen fast undurchdringlichen Nebel gehüllt sei, der alle Operationen unmöglich mache.

Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ meldet aus Le Havre: In den letzten Tagen sind große Mengen englischer Truppen nach Frankreich transportiert worden. In Le Havre sind allein schätzungsweise 40 000 Mann gelandet worden.

Lord Kitchener, Joffre, French und ein Vertreter des britischen Generalstabes werden sich in den nächsten Tagen, wie die „Hamburger Nachrichten“ aus Brüssel melden, wieder in Calais versammeln, um die gegenwärtige Kriegslage und die künftigen Kriegspläne der Verbündeten zu besprechen. Es heißt, daß auch König Albert den Beratungen beizuhören wird.

In Argonnenwalde hatte am 26. Dezember das von Vespignon geführte italienische Freiwilligen-Regiment sein erstes verlustreiches Gefecht. Bei zweimaligem Sturmangriff auf einen deutschen Schützengraben, den die Deutschen schließlich in die Luft sprengten, verloren die Italiener 40 Tote und 150 Verwundete. Bruno Ossibaldi, ein Enkel des Volkshelden und Bruder des Führers, ist gefallen.

Eine offizielle französische Note erklärt zu dem deutschen Bericht aus dem Großen Hauptquartier, welcher das Bombardement Nancy als eine Repressalie für die Bombenwürfe französischer Flieger auf die offene Stadt Freiburg darstellt: Französische Flieger führten immer nur durch militärische Gründe veranlaßte Kriegsoperationen aus. Sie trafen in Freiburg und Wies nur militärische Bauwerke. Ein französisches Luftschiff, das Saarburg überflog, bombardierte den Bahnhof und andere Punkte der Straße Saarburg-Abri-court. Dagegen fielen die deutschen Bomben in Nancy mitten in die Stadt an eine Stelle, welche von jedem militärischen Bauwerk entfernt liegt, und wo keine Truppen versammelt waren. Diese Bomben konnten also nur Privathäuser der Bevölkerung treffen.

Amerika als Anwalt der Neutralen.

Die nordamerikanische Regierung hat England eine Note gefandt, in der sie auf baldige Verbesserung der Behandlung des amerikanischen Handels durch die britische Flotte besteht und mahnend darauf hinweist, daß eine große Empfindlichkeit in Amerika durch „das ungeduldige Eingreifen“ in den legitimen amerikanischen Handel erzeugt worden sei. Die Regierung sehe sich genötigt, endgültige Mitteilungen über

nissen bricht. Unter Keuchen, Fluchen und Klagen stolpern wir über die schon erkalteten Körper der Unsern. Vorwärts! . . . Ein neuer Ansturm: der letzte! Wir ersticken vor Angst, Nieser, Ungeduld, zum Ende zu kommen, endlich etwas zu sehen. Takataka, takataka! Wir werfen uns zu Boden. Aber es gibt genug, die stumm, ohne die Arme vorzuwerfen, hinschlagen und Läden hinterlassen. Endlich, eine Lichtung! In 40 Metern sehen wir die deutschen Laufgräben von blühenden Bajonetten und unaussprechlich sprühendem Feuer beleuchtet. Teufel, wie da hingelangen! Wir fühlen plötzlich, wie unsere Bewegung glatt stockt. Ungewis, wiechen wir zurück, denken nicht mehr einmal an Schießen. Ein Schrei erhebt sich unter uns: die Drahtverhaue! In dem furchtbaren Hindernis haben sich schon einige der Unseren verfangen und erheben sich nicht mehr, von Kugeln durchschört. Sind alle Anführer gefallen? Zurück, zurück! wird von allen Seiten geschrien. . . In 30 Sekunden haben wir die 200 Meter zurückgelegt, für die wir vorher 20 Minuten — eine Ewigkeit — im Mitrailleurhagel gebraucht hatten. Zurück in den Laufgräben, wo alle die verwundeten und toten Kameraden neben den fortgeworfenen Sachen liegen, fangen wir, blaß vor Aufregung und Wut, in ohnmächtigem Kohn an, durch den Wald zu schießen, zu schießen, zu schießen, bis der Kommandierende selbst von der Nachhut ohne Kopfbedeckung angedrängt kommt und uns zurufen: Aufhören, nicht mehr feuern!

Das Schlammbad.

(Feldbrief der „Köln. Sta.“ aus Westflandern.) „Um 6 Uhr heute abend steht die Kompanie am Westausgang von . . . mit Front nach . . . zum Einrücken in die vorderste Linie!“ So lautete der Bataillonsbefehl. Der Himmel bildete eine graue Decke über der nachschillernden Erde und ließ langsam, aber durchdringend kleine kalte Tropfen herniederrieseln. Am frühen Vrieltisch des Dezembertages nahm sich die februarähnlich gepackte Kompanie aus, wie eine Herde vorstürmlicher Ungeheuer, die bereit sind, sich auf ihre sichere Beute zu stürzen. Dann kam das Kommando: „Uebernehmen! Ohne Tritt Marsch!“ und vorwärts ging es, in das feuchte Dunkel. Die Straße war „weich“, das heißt auf Zivilddeutsch: mit knietiefem Schlamm

Englands Haltung zu ermitteln, um Maßregeln zum Schutze des Rechts der amerikanischen Bürger zu ergreifen.

Die Note führt zahlreiche Fälle von Anhaltung und Verschlagnahme der Ladungen an. Aber obwohl die Exporteure sich nach den Wünschen der britischen Regierung richteten, sei keine Verbesserung der Lage der neutralen Schifffahrt im Vergleich mit dem Beginn des Krieges eingetreten. Die Note legt Wert darauf, daß Nahrungsmittel bedingte Konterbande seien, da sie sowohl für die bürgerliche Bevölkerung wie für die Armeen bestimmt seien. Ueber das Anhalten von Schiffen auf See sagt die Regierung, daß sie das Durchsuchungsrecht kriegsführender Staaten anerkenne; aber der Beweis für die Bestimmung der Ladung für eine feindliche Nation müsse während der Durchsuchung geführt werden. Die Regierung protestiert gegen das Ausbringen neutraler Schiffe nur auf den Verdacht hin. Die Note betont, daß es die Pflicht der kriegsführenden Mächte sei, den neutralen Handel zu beschützen.

Der holländische Gesandte besuchte das Staatsdepartement und empfing dort eine Abschrift der amerikanischen Note an England. Der Gesandte sagte, Holland habe England dasselbe erklärt. Die Vorstellungen Hollands erhielten durch die Forderung der Vereinigten Staaten mehr Gewicht.

In Genua wurden umfangreiche Uebertretungen der italienischen Ausfuhrverbote zugunsten Frankreichs entdeckt. Die Untersuchung hat ergeben, daß die nach Frankreich bestimmten Waren in Genua auf Leichterschiffe verladen wurden, die angeblich nach anderen italienischen Häfen gehen sollten; auf hoher See erfolgte dann die Verladung in französische Frachtdampfer. Auf diese Weise sind kürzlich sieben Eisenbahnwagen voll Wolllachen, genug, um ein ganzes Armeekorps mit warmer Wäsche auszustatten, von einer Fabrik in Biella nach Genua verfrachtet worden, wo sie angeblich nach Palermo eingeschifft werden sollten. Es ist nunmehr einwandfrei festgestellt, daß diese ganze Sendung nach Marseille bestimmt war. Die Polizei konnte sie noch im letzten Augenblick beschlagnehmen. Dabei wurde ein italienischer Kaufmann verhaftet, der die Operation leitete, außerdem aber in einem der ersten Wölbhöfe der Stadt ein früherer französischer Hauptmann Renaglio aus Nizza.

Und das sind die Leute, die fortwährend die neutralen Staaten bedrängen, daß sie verbotenen Handel mit Deutschland trieben!

Die Mandate der Abgeordneten Wetterlé und Weill.

In den beteiligten Reichsämtern besaß man sich auf das Eingekündete mit der Frage, wie die Mandate dieser beiden Abgeordneten zur Erledigung gebracht werden können. Beide bezeichneten sich in der französischen Presse als ehemalige Reichstagsabgeordnete, darin liegt aber kein formeller Verzicht auf das Mandat. Infolgedessen sind sowohl Wetterlé als auch Weill immer noch Mitglieder des Deutschen Reichstags. Der Reichstag kann aus eigener Entschließung nichts tun, denn das Recht, ein Mitglied dauernd auszuschießen, oder ihm das Mandat abzunehmen, steht ihm nicht zu. Die Handhaben aber, die der Reichsregierung durch die Befehlsgebung geboten werden, sind auch nicht völlig einwandfrei. Wir hören darüber folgendes: Verhältnismäßig einfach liegt noch der Fall Weill. Hier gelangt zunächst zur Anwendung der § 27 des Staatsangehörigkeitsgesetzes, der bestimmt:

Ein Deutscher, der sich im Ausland aufhält, kann seiner Staatsangehörigkeit durch Beschluß der Zentralbehörde seines Heimatstaates verlustig erklärt werden, wenn er in Folge eines Krieges oder einer Kriegsgefahr einer vom Kaiser angeordneten Ausfuhrung zur Rückkehr keine Folge leistet.

Diese Aufforderung zur Rückkehr ist durch den Aufruf der Wehrpflichtigen bis einschließlich des Landsturms ergangen. Dazu kommt dann noch die Verordnung vom 15. August 1914 zum Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz, die bestimmt:

Alle im Heere, in der Marine oder in sonstigen Kriegsdiensten feindlicher Mächte stehenden Deutschen haben sich unverzüglich in das Inland zurückzugeben.

Diese Bestimmung würde auf Weill zutreffen, der nach dem „Figaro“ am 5. August in das französische Heer eingetreten ist. Diese Handlung würde zudem den Tatbestand des Landesverrats erfüllen. Der Statthalter von Elsass-Lothringen hätte also, nach vorangegangener erfolgloser Aufforderung an Weill, nach Deutschland zurückzuführen, den Verlust der Staatsangehörigkeit auszusprechen. Damit entfällt dann die Voraussetzung des Artikel 20, § 4 der Verfassung, wonach zum Abgeordneten nur wählbar ist, wer einem Bundesstaate seit mindestens einem Jahr angehört. Mit dem Verlust der Staatsangehörigkeit wäre nach dieser Auffassung das Mandat von selbst erloschen.

bedeckt. Da aber der Untergrund wenigstens hart war, begnügte sich der Schlamm, mit zähen Armen sich an die Stiefel zu heften. Bald aber verließen wir den gebahnten Weg. Querfeldein, über Gräben, durch Soden, quer durch zusammengebrochene, von widerlichem Brandgeruch erfüllte Schiffe, an verfallenen Tierskabbarn vorbei stampften wir vorwärts. Der Boden war von wasser- und schlammgefüllten Granatsäckern gerissen. Zerfetzte Weiden und Pappeln streckten wie in stummer Anklage ihre nackten Zweige zum Nachthimmel empor.

Es ist schwer, diesen Vortritt in Worten zu beschreiben. Die Orientierung in diesem gleichförmigen Gelände ist die denkbar schwierigste. Jeder Granatsack zerstört einen Richtpunkt oder ändert die Lage irgendeines als Anhalt dienenden Gegenstandes. So kam es denn, daß unser Führer verschiedentlich irr ging, und an der Spitze der Kompanie schreitend aus einem Graben in den andern, aus einem Granatsack in das andere fiel. Und die Spitze der Kompanie, der Kompanieführer und die ersten Unteroffiziere, folgten getreulich seinem Beispiel. Anfangs wurde jeder Schritt mit einem mehr oder weniger energischen Fluch quittiert. Als aber der Schlamm uns bis zur Brust reichte, eirigten wir es sogar schon zwischen Haut und Halsbinde einzuweichen, verstimmt das Fluchen, und der angeborene Genuß der Rheinländer kam zum Durchbruch. Es dauerte gar nicht lange, dann mußte der Kompanieführer donnern und wettern, um überlauten Seufzerlauten zu steuern, denn wir marschierten nur etwa 500 Meter vom Feind entfernt, der uns seine Grube alsbald und pfeifend über die Köpfe sandte. Der Weg zum Schützengraben dauerte normalerweise 1½ Stunden. Durch das Feuer des Gegners wurden wir aber zu Umwegen gezwungen, so daß wir über vier Stunden unterwegs waren, bis wir die schützenden Unterstände erreichten. Die Feder ist zu schwach, das Aussehen der Kompanie zu schildern. Financier lag der leuchtende, glatte Schlamm auf uns, unser „feldgrau“ von den Füßen bis zu den Patronenbänken in lehmig gelb verwandelt.

Schwieriger liegt die Sache mit Wetterlé. Er steht in keinem militärischen Verhältnis mehr, ist überdies auch über das militärdienstpflichtige Alter hinaus, ist vermutlich nicht in den französischen Staatsdienst eingetreten und hat zweifellos das Recht, sich seinen Wohnsitz zu nehmen, wo er will. Seine deutsche Staatsangehörigkeit verliert er erst dann, sobald er die Staatsangehörigkeit in Frankreich auf seinen Antrag erworben hat. Ob letzteres eingetreten ist, dürfte während des Krieges kaum festzustellen sein. Wetterlé wird bekanntlich wegen Landesverrats verfolgt. Bei Verteilung wegen dieses Vertrates kann auf Verlust des Reichstagsmandats erkannt werden. Alle diese Wege sind aber umständlich und es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß dem Reichstag, der am 2. März wieder zusammentritt, eine Vorlage auf Abänderung oder Ergänzung der Reichsverfassung zugehen wird.

Eine internationale Hilfsaktion für die belgische Arbeiterschaft.

Die belgischen Gewerkschaften und Genossenschaften sind am Ende ihrer Mittel angelangt. Unter den Hunderttausenden von Einwohnern Belgiens, welche jetzt unterstützt werden müssen, um überhaupt leben zu können, befinden sich zahlreiche Gewerkschafts- und Genossenschaftsmitglieder. Nach und nach haben die Organisationen alle ihnen zur Verfügung stehenden Mittel zu deren Unterstützung aufgebracht. Die Brüsseler Buchdrucker zum Beispiel konnten nur durch die Gütigkeit eines Mannes, der ihnen 40 000 Mark auf ihre Wertpapiere vorstreckte, eine Zeitlang ihre Mitglieder über Wasser halten. Jetzt aber ist die Not überall sehr groß.

Die Gewerkschaften haben schon vor Monaten einen dringenden Aufruf um Hilfe an die englischen Organisationen gerichtet. Neuerdings haben sie auch zwei besondere Vertreter der Landeszentrale nach England geschickt, welche unter den Auspizien des parlamentarischen Komitees des Gewerkschaftskongresses in England herumreisen, um diese Hilfsaktion zu fördern. Bisher aber ist das Ergebnis nicht allzu erfreulich. Rund 50 000 Mark sind in drei Monaten von den englischen Gewerkschaften zusammengebracht worden zur Unterstützung der belgischen Gewerkschaften. Davon kommen 18 000 Mark von der großen Bergarbeiterorganisation, welche nicht weniger wie zwei Millionen Mark für den als Prince-of-Wales-Bonds bekannten Kriegs- bzw. nationalen Unterstützungsfonds stiftete. Weitere 12 000 Mark wurden durch den Sekretär der Textilarbeiter übermittelte, aber auch darunter befinden sich 5000 Mark aus dem Internationalen Streikfonds der Textilarbeiter, welchen derselbe Sekretär verwaltet. Dabei haben die Gewerkschaften der Bergarbeiter und Textilarbeiter in England über eine Million Mitglieder. Auch die englischen Genossenschaften beteiligen sich an einer solchen Hilfsaktion. Die internationale Zentralstelle der Genossenschaften, welche sich seit einiger Zeit in London befindet, hat beschlossen, einen Aufruf zur Unterstützung der Belgier an alle Länder, mit Ausnahme von Deutschland und Österreich, zu richten.

Ein gleicher Aufruf geht an die gewerkschaftlichen Landeszentralen aller Länder, der seinen deutschen Gewerkschaftsbundes. Die englische Presse bringt die unzutreffende Nachricht, daß auch dieser Aufruf an die Deutschen und Österreicher nicht gerichtet werden soll. Die Arbeiter dieser Länder werden aber hinter der Opferwilligkeit ihrer englischen und französischen Klassen-genossen kaum zurückbleiben.

Vermischte Kriegsnachrichten.

Die bisherigen Maßregeln zur sogenannten Sicherung der deutschen Getreidevorräte sollen eine Verstärkung erfahren sowohl hinsichtlich des Anlaufes von Roggen- bzw. Kornmehl als auch hinsichtlich der stärkeren Ausnutzung des Weizens. Die einheitliche Brotkarte einzuführen, kann sich die Regierung noch immer nicht entschließen, obgleich sie in einer vorwärtigen Empfehlung des Kriegsbrotes (K-Brot) das Verlangen der bisherigen Verfuhr zur freiwilligen Einführung feststellt und das Schweizer Beispiel rühmt. Die Schweiz hat aber die einheitliche Brotkarte mit vollem Erfolg obligatorisch eingeführt.

In Hagenau im Elsaß ist gestern ein Transport von etwa 120 Beamtenfrauen und Kindern aus Altmünster eingetroffen. Am 4. Dezember waren sie von den Franzosen nach Belfort und von dort nach Belgien gebracht worden, wo sie längere Zeit bei schlechter Verpflegung zubringen mußten. Ueber Genf wurden sie dann nach Hagenau übergeführt.

Das Wirtschaftsjahr 1914.

I.

Schon gegen Ende 1913 brach die Wirtschaftskrise aus. Der vorherige wirtschaftliche Aufschwung hatte seinen Höhepunkt ungefähr gegen Mitte 1913 erreicht. Seit dem begann die wirtschaftliche Tätigkeit allmählich zu erlahmen. Das hatte sich bald auch auf dem Geldmarkte fühlbar gemacht.

Die Mäntel troffen vom Regen, und das Gewicht der durchnässten Dächer drückte uns schier zu Boden. Trotz alledem ist die Stimmung unserer Rheinländer (in der Kompanie haben wir außer mir nur noch einen Unteroffizier, der nicht aus dem Rheinland stammt) unerschütterlich. Ob Reservisten, ob Kriegsfreiwillige, ob Erschreibervisten oder Rekruten — einerlei! Wenn nicht das strengste Stillschweigen befohlen gewesen wäre, wir wären singend durch das Moorbad gezogen. 48 Stunden mußten wir im vordersten Graben, stellenweise 50 Meter vor dem Feind ausfallen, von rasendem Granatfeuer erfolglos überdüllet. Auch hier standen wir bis zu halber Wadenhöhe im Schlamm, der an gewissen Stellen knietiefem Wasser wich. 48 Stunden hatten wir dann Ruhe, um nachher ebensolange die gleiche Stellung wieder einzunehmen. Daß diese Ruhezeit nicht genügte, um uns auch nur oberflächlich zu reinigen, ist einleuchtend. Wer also wissen will, wie wir aussehen, als wir zu den folgenden sechs Ruhetagen in St. einrückten, muß sich aus jedem Soldatenfiguren herstellen, darf sie aber um Gottes willen nicht bemalen, sonst geht die Wirkung verloren.

Bücher und Schriften.

Kunstwart. Zweites Dezemberheft. (Kriegsanalyse zum halben Preis.) Verlag von Georg D. W. Callwey-München. Vierteljährlich 2,25 Mark. Größere Aufsätze: Avenarius, Krieg und Friedensbewegung. Auch eine Weihnachtsabrechnung. Rästel. Du bist Deutscher! Avenarius, Unsere Hausbibliothek. Mundschau und andere: Avenarius, Das Weihnachtsgeheim. Ribben, Neue Handnarrische Bücher. Kalkmüller, Kolonialdichtung. Frey Stein, Musikalische Kriegsanalyse. Neue Bearbeitungen von August Stradal. Gedächtnisblätter für Gefallene. Teutenberg, Opferrolle in die Theater. Aufstellungen usw.; Wilhelm Müller, Opferweib-mädchen der Jugend. Reichsfänger Schmidt. Josef Wälder: Der Gallier, Keltas. Bilderbogen: Membrandt, Anbetung der Hirten bei der Krippe. Hans Thoma, Ruhe auf der Flucht. Membrandt, Weich der Hirten bei der Krippe. Kolonialdichtung: Franz Schubert, Zweiter Satz aus der h-moll-Symphonie.

Während des ersten halben Jahres 1913 herrschte noch eine starke Geldmarktpannung. Fast ein ganzes Jahr hindurch hielt die Reichsbank an dem hohen Diskontsatz von 6 Prozent fest, während der Privatdiskont 5,2 Prozent betrug. Im dritten Quartal ließ aber der Privatdiskont nach, und die Reichsbank überraschte gegen Ende Oktober mit einer Diskontermäßigung, also gerade zu einer Zeit, als normalerweise die Geldmarktpannung besonders groß ist. Mitte Dezember folgte eine weitere Diskontermäßigung; in den nächsten Monaten wurde der offizielle Satz auf 4 Prozent herabgesetzt. Die erste Hälfte 1914 zeichnete sich auch durch Geldflüssigkeit aus.

Diese Tatsache erwies sich von enormer Bedeutung für die weitere Entwicklung des Geldmarktes und für die finanzielle Kriegsbereitschaft. Der plötzlich ausgebrochene Krieg hatte bekanntlich zunächst eine schwere Verwirrung der Geldverhältnisse mit sich gebracht. In London wurde in rascher Aufeinanderfolge der Diskontsatz zunächst von 3 auf 4 Prozent, dann plötzlich auf 8 Prozent und dann gar auf den exorbitanten hohen Satz von 10 Prozent hinaufgesetzt, was allerdings nur eine Woche dauerte; es folgte die Herabsetzung auf 5 Prozent, ein Satz, der bis heute bestehen blieb. So hat der Krieg in London eine Erhöhung des Diskontes um 2 Prozent bewirkt. Ebenso ist auch in Deutschland und in Wien infolge des Krieges eine Verteuerung des Geldes um 2 Prozent, in Frankreich und in der Schweiz um 1½ Prozent und in Italien um 1 Prozent eingetreten.

Unter allen Ländern war allein Deutschland finanziell für den Krieg vorbereitet. Seit den Marokko-Wirren arbeitete die Reichsbank planmäßig auf dieses Ziel hin. Sie warnte die Großbanken vor übermäßiger Kreditgewährung und suchte das Gleiche zu tun. Sie konnte aber, solange der Puls des Wirtschaftens kräftig schlug, wenig ausrichten. So stieg der Wechselbestand der Reichsbank von Ende Juli 1910 bis Ende Juli 1913 von 1188 auf 1505 Millionen Mark an, während der Wechselbestand im nächsten Jahre rasch auf 1213 Millionen zurückgegangen ist. Auch die Lombarddarlehen haben sich von 127,9 auf 71,6 Millionen vermindert. Infolgedessen und mit Hilfe von kleinen Noten gelang es der Reichsbank, ihren Goldbestand um mehr als 200 Millionen zu erhöhen. — Auch die privaten Kreditbanken vermochten ihren Status zu verbessern. Von Ende April bis Ende Juni verminderte sich der Wechselbestand von acht Berliner Großbanken von 3,13 auf 2,81 Milliarden, ihre Vorkreditdarlehen von 1,87 auf 1,27 und die Vorkredite auf Waren von 0,66 auf 0,59 Milliarden Mark. Ueberhaupt gingen ihre Verbindlichkeiten von 10,867 auf 10,550 Millionen zurück. Dagegen hat sich ihre Kasse um 100 Millionen auf 350,9 Millionen Mark erhöht. Die Wirtschaftstrocknung hatte somit den deutschen Banken erlaubt, sich finanziell für den Krieg zu rüsten.

Trug aber die Wirtschaftskrise in Deutschland zur Festigung des Geldmarktes bei, so schlug sie umgekehrt in Frankreich gerade auf diesem Gebiete schwere Wunden. Man hatte Milliarden in südamerikanischen und russischen Werten festgelegt, deren Entwertung eine schwere Krise in Frankreich zur Folge haben mußte. Darunter litt auch England. In Frankreich dauert deshalb der hohe Satz für Lombarddarlehen der Hochkonjunkturperiode an und auch der Wechselkurs bleibt ziemlich hoch, nur um ein geringes niedriger als in Berlin, während normalerweise der Berliner Diskont 1,5 bis 2 Prozent höher als der Pariser ist.

In einer Uebersicht über den Geldmarkt schreibt die „Freie Presse“ (Nr. 180): „Der Geldmarkt hatte in Deutschland im laufenden Jahre ohne Frage das günstigste Aussehen von allen Märkten, namentlich gegenüber dem französischen Geldmarkte, der lange Zeit als der flüssigste anzusprechen war, hatte er ein verhältnismäßig recht leichtes Gepräge. Dort waren nämlich Erscheinungen einer weitgehenden Ueberheißung und einer Ueberladung des Effektenmarktes herbeigetreten, die dem französischen Geldmarkte, weil gleichzeitig Abzüge von Geld in großem Umfange für den ebenfalls in eine gewisse Bedrängnis geratenen Petersburger Platz erfolgten, schwere Verlegenheiten bereiteten.“ Tatsächlich stellte die russische Regierung einige Zeit vor dem Kriege der Börse 100 Millionen Rubel zur Verfügung, um die Kurse hoch zu halten. Selbstverständlich sind diese Millionen jetzt verloren, und die Regierung wird jetzt in ihrer Geldnot ihre Einmischung in die Börseverhältnisse und ihre politische Kurzsichtigkeit wohl stark bereuen.

Aus dieser verschiedenen Gestaltung des Geldmarktes vor dem Kriege erklären sich zum Teil auch die verschiedenen Folgen des Krieges in den einzelnen Ländern. Deutschland konnte auch ohne Moratorium auskommen, weil die Kreditverhältnisse hier schon vor dem Kriege ziemlich reguliert wurden. Die zur Abhilfe der Kreditnot errichteten Darlehnskassen haben bis Ende Oktober nur 400 Millionen Mark Darlehen zu anderen als Kriegsanleihezwecken ausgegeben. Das sind geringe Summen für Deutschland. Allerdings hat gleichzeitig die Reichsbank bis zum 26. Oktober an Private einen Kredit von 2250 Millionen gegenüber von 435 Millionen vor dem Kriegsausbruch gewährt. Aber auch die Steigerung des Kreditanspruches um über zwei Milliarden stellt keine allzu große Schwierigkeit für einen Kapitalmarkt von der Größe des deutschen dar, daß man ihn ohne Moratorium nicht hätte Herr werden können.

Dagegen waren die Geldverhältnisse selbst in England viel ungünstiger als in Deutschland vor dem Kriegsausbruch. Ungeheure Forderungen an das Ausland, wovon allein auf Deutschland und Österreich nicht weniger als 120 Millionen Pfund (2400 Millionen Mark) kamen, machten es notwendig, wenigstens für eine Zeitlang alle Verpflichtungen zu suspendieren, um sie erst allmählich zu regulieren. Auch später mußte die Regierung eingreifen und Garantie für die Wechsel aus der Zeit vor dem Moratorium gewähren. So haben alle Länder Moratorien erlassen, die jetzt allmählich aufgehoben werden. In England, Norwegen, z. T. auch in Frankreich und Russland, dann auch in der Schweiz und in Österreich-Ungarn ist der Abbau des Moratoriums in die Wege geleitet worden. Verlängert wurde es in Italien, Belgien, Polen, Portugal, Dänemark, der Türkei, Brasilien und Bulgarien. In das Ausland zählt fast noch kein Land, um das Geld möglichst im Lande zu behalten.

Im allgemeinen sind die Schwierigkeiten des Zahlungs- und Kreditverkehrs mehr oder weniger behoben. Der Briefverkehr, der beim Kriegsausbruch geschlossen wurde, beginnt ebenfalls allmählich in normale Bahnen zu gelangen. In New York und Genf ist die Börse wiederum, zunächst allerdings bloß für festverzinsliche Papiere geöffnet worden. In England erwartet man die baldige Eröffnung. In New York will man bald auch den Handel in Aktien zulassen. Das Werkwürdige dabei ist, daß man in New York und anscheinend auch in Paris an die Festlegung von Mindestkursen denkt. Was früher als unmöglich galt, scheint sich zu verwirklichen. Der Krieg hat in vielen Dingen das Umlernen veranlaßt.

Beginn meines großen Inventur-Ausverkaufs

Montag den 4. Januar.

Mein diesjähriger Inventur-Ausverkauf bietet in allen Abteilungen **Gelegenheitskäufe von überraschender Billigkeit**

welche die Absicht zum Ausdruck bringen, mit den zum Ausverkauf gestellten großen Warenposten

vollständig zu räumen und neuen Eingängen Platz zu schaffen.

Die sonst üblichen Spezial- und Extra-Angebote werden durch den nur einmal im Jahre stattfindenden großen

INVENTUR-AUSVERKAUF

infolge der alle Abteilungen umfassenden durchgreifenden Preisermäßigungen **weit übertroffen.**

Kein Umtausch.

Nur gegen bar.

**Manufaktur-
u. Modehaus**

M. Schneider

Kirchgasse 35/37

WIESBADEN

Kirchgasse 35/37

**Schluss
des Ausverkaufs
Sonntag
den 17. Januar.**

Offizielle Lieferanten der Konsumvereine

für Wiesbaden und Biebrich.

Liebesgaben fürs Feld! Das Beste gegen Nässe und Kälte

- Nr. 1. Chromleder, Lackkappen 8,50 7,50
- Nr. 2. Chromleder, Lackkappen 11,50
- Nr. 3. Boxhorse, Seal-skinfütter 8,90
- Boxkalf, echt Lammfell 14,00, Kamelh. Futt. 3,75, Derbyschnitt, Doppelsohlen, Eislaufstiefel 15,50
- Nr. 4. Weiches Chromleder, Friesfütter, für Herren 9,00, Damen 7,50
- Nr. 5. 1a Filzstoff, Friesfütter, Filz- und Leder- sohle 2,00 an
- Nr. 6. Offizier - Schnür- stiefel, wasserdicht, braun Sport-Rindleder 25,00
- Nr. 7. Chromleder, Lackkappen 6,90
- oder wetterfest Boxhorse 6,90
- Nr. 8. Boxkalf oder Chevreau, teils Rindsatin- oder Chevreauhorse- Einsatze, teils mit Lack- kappe, spitz und breit, amerikanische Formen 11,50
- Nr. 9. Boxkalf - Besatz, Chevreauhorse-Einsatz Doppelsohlen, Eislauf- stiefel, echt Chevreau, Rahmen genäht, G.-W. 12,50
- Nr. 10. Boxleder, warmge- füttert, Doppelsohlen 12,50
- Nr. 11. Kamelhaargestoff, mollig warm, für Herren 3,50 Damen 2,95 Kinder von 1,55

- Armes-Einlegesohlen waschbar . . . Paar 50 Pf.
- Fries-Überstrumpf „Kronprinz“ . . . Paar 3,50
- Pelzkanin-Überzieh- socken Paar 8,50
- Blitz-Gamaschen, braun Leder, Durchzieh- riemen Paar 12,50
- Piloten-Gamaschen braun Leder . . . Paar 12,50
- No. 6. Offizier-Schnürstiefe- wasserdicht, Gummi- u. A- phalt-Einlage, braun 25,00
- Sport-Rindleder Paar
- Lederöl macht wasserdicht Blech-Tube 75 Pf. 1,00

13 95 Pf an

14 4,25

15 1,95 bis 3,25

16 1,35 bis 2,10

17 1,10 an

18 3,60

19 1,70 bis 3,85

20 1,00 bis 1,50

- Damen-Schnür- od. Knopf- stiefel, Lackbesatz, Ein- satz Chevreau od. farbig Kammgarn, neueste Formen . . . 12,50 11,50
- Nr. 12. Lack, mit Mode- Einsätzen 14,50
- Nr. 13. Kinder - Haus- schuhe, Kamelhaar- stoff, je nach Größe v. 95 Pf. an
- Nr. 14. Herren-Lederhaus- schuhe, braun 4,25
- Nr. 15. Kamelhaargestoff- Pantoffel, Herren 3,25 2,40 Damen 2,65
- Nr. 16. Filz - Pantoffel, Filz- und Leder- sohle, Herren 2,10 Damen 1,80 Kinder 1,60
- Nr. 17. Damen - Haus- schuhe, Filz od. Melton, mit u. ohne Leder- sohle, v. 1,10 an
- Nr. 18. Damen-Lederhaus- schuhe, braun 3,60
- Nr. 19. Kamelhaargestoff- Hausschuhe, für Herren 3,85 2,90 1,90 Damen 3,25 2,25
- Nr. 20. Plüsch-Pantoffel, Ledersohle, Herren 1,50 Damen 1,25 Kinder Mädchen- und Knaben- Stiefel, kräftiges Rind- boxleder, modern breit Grösse 25-28 . . . 3,45 Grösse 27-30 . . . 4,25 Grösse 31-35 in Boxkalf u. Chevreau höchst preiswert
- Warmgefütterte Kinder- stiefel, je nach Größe v. 1,25 an
- Damen-Lederhausschuhe 1,95



Conrad Tack & Cie., G. m. b. H.
Verkaufsstelle der Schuhwarenfabrik

Conrad Tack & Cie

AKT. - GES. Burg bei Magdeburg.

Wiesbaden: Marktstrasse 10, am Schlossplatz. Telefon 359.

2. Beilage zu Nummer 304 der Volksstimme.

Donnerstag den 31. Dezember 1914.

Wiesbadener Angelegenheiten.

Wiesbaden, 31. Dezember 1914.

Vom Wünschen und Wollen.

Eine Neujahrsbetrachtung.

Es wird heuer weniger sein als sonst mit dem Schließen, Profit-Neujahrstänzen und Bunschtrinken in der Nacht, die vom alten ins neue Jahr hinüberleitet. Zuviele Hoffnungen hat das alte Jahr zu Grabe getragen, zuviel Glück vernichtet, zuviel Unheil bergeholt auf unsere Seelen getürmt. Und das neue Jahr wird im Geiste des alten fortrollen. Da geizt es sich wenig, einander Glück zu wünschen mit lachendem Munde, sondern wer es tut, wird's in Sorgen tun und vielleicht zum ersten Mal über den Sinn und Wert seines Wunsches nachdenken.

Glück wünschen... Es ist eine uralte Sitte, einander Glück zu wünschen. Die Grußformeln aller Völker sind Glückwünsche. Sie waren ursprünglich Zauberformeln. Man glaubte sein Leben stets umhüllt von unsichtbaren und böswilligen Geistern und konnte sie durch den Glückwunsch. Die Gebräuche unserer Neujahrsnacht, das Glückwünschen, Schießen und Lärmen, sind die Überreste altgermanischer Geistesglaubens. Wenn die hohe Zeit des Julefestes zu Ende ging, versammelten sich noch einmal die Sippe, um den heiligen Mahlbäum feierlich zu verbrennen und unter Lärm und Gesang die Geister der Ältern aus den Häusern zu vertreiben, in denen sie während des Festes gewirkt worden waren. Die vertriebenen Geister waren aber zu Mache und allerhand Schabernack aufgelegt, das zauberkräftige Glückwünschen hatte also eine Lebe praktische Bedeutung.

Die christliche Kirche legte den Geburtstag ihres Weltbegründers an die Stelle des germanischen Julefestes. Sie brachte auch den römischen Kalender mit dem Jahresanfang am 1. Januar. So kam es, daß die Gebräuche des Geistesglaubens, die sich im Volke fortsetzten, auf die Neujahrsnacht übertragen wurden. Mit der Zeit verloren sie ihren oministischen Charakter.

Auch in der christlichen Kirche hat das Glückwünschen einen Sinn. Noch immer spinnen unsichtbare Mächte die Fäden des menschlichen Schicksals, und die Gläubigen verstehen unter Glück Gottes Schutz und gnädigen Segen. Der Bürger von heute sieht in Handel und Gewerbe, in Staat und Politik tausend Erscheinungen, deren Ursachen ihm ein Buch mit sieben Siegeln sind. Die Planlosigkeit der kapitalistischen Wirtschaft führt zu Kriegen, zu Kriegen und sonstigen Erschütterungen des Gesellschaftskörpers. Die Existenz des Einzelnen wie ganzer Staaten, das Geschick des kleinen Mannes wie die weltumspannenden Transaktionen der großen Firma spüren ihre ruinösen Folgen. Da sucht eben der eine seinen Trost bei Gott, der andere beim Glück.

Glück muß der Mensch haben, ist ein beliebtes Leibwort der Kapitalisten. Sie gestehen damit selbst ein, wie wenig ursächlicher Zusammenhang zwischen ihren Spekulationen und der Werte schaffenden Arbeit besteht. Sie fühlen sich nicht Herr ihrer Produktionsweise, sondern werden von deren unbekannten Gesetzen bald dahin, bald dorthin getrieben, von der guten Konjunktur in die Krise, vom Frieden in den Krieg.

Anders steht's mit uns sozialistischen Proletariern, die die Gesetze des Wirtschaftslebens kennen. Wir haben längst verlernt, die Hilfe für unsere irdischen Nöten von einem glücklichen Zufall oder irgend einer anderen Hand zu erwarten als der eigenen. Vor der Strafkammer des Landgerichts stand wegen Übertretung des § 110 des Strafgesetzbuches — so hieß es in der Anklageschrift — unsere wackere Genossin Rosa Luxemburg fest und unerschütterlich zu ihren Ausführungen in Bodenheim und Fachsenheim — wie man das von einem durchgebildeten Sozialdemokraten erwarten muß —, wo sie von der hohen Warte des geschichtlichen Materialismus aus die grundsätzliche Auffassung des Proletariats zu Krieg und Militarismus begründete. Wenigleich das Urteil anerkannte, daß die Angeklagte „nicht aus unantöndiger Gefinnung“ gehandelt habe, lautete es doch auf ein Jahr Gefängnis. Das Reichsgericht hat am 22. Oktober die eingelegte

Revision verworfen und mit Beginn des neuen Jahres tritt die vortreffliche Witkauerin für Wahrheit und Recht unter der Herrschaft des „Bürgerfriedens“ ihre Strafe an. Denkende Arbeiter erleben auch mit der Vollstreckung des Urteils keine Ueberrassungen. Wir haben unter Schicksal — nicht nur das Gesamtgeschick, sondern zum größten Teil auch das einzelne, persönliche — als die Folge unserer Klassenlage und der bestehenden Wirtschaftsordnung erkannt. Auch der Krieg hat uns nicht überrascht, wir haben ihn kommen. Wenn wir das Jahr, das heute zu Ende geht, übersehen, so finden wir nichts, das uns überrascht hätte.

Nur wer von den Ereignissen nichts verstand und in den letzten Jahren nichts zugehört hatte, konnte noch vom Frieden träumen. Der Friedenswille einzelner Regierungen im letzten Augenblick bewies nur die allgemeine Notlosigkeit. Die herrschenden Klassen hatten allerorts die Fäden ihres Schicksals aus der Hand verloren und suchten nun mit den Waffen jene Lösung zu erzwingen, zu der sie im Frieden sich den Zugang selbst verbat.

Aber die Lösung, die dieser Krieg bringt, wird keine endgültige sein. Wir alle wünschen, daß das Jahr 1915 den Frieden bringen möge. Aber als Sozialisten wissen wir auch, daß die treibenden Kräfte kriegerischer Verwicklungen damit nicht beseitigt sind. Leider ist die große Friedensmacht der Gegenwart, die proletarische Internationale, durch diesen Krieg um Jahrzehnte zurückgeworfen. Herzlich wenig Sinn hat es also für Proletarier, sich zum neuen Jahr Glück zu wünschen.

Wenn wir es trotzdem tun, so muß es als Ausdruck unseres eigenen, festen Willens gelten. Wir wünschen nicht bloß, wir wollen! Wir wollen unter Glück schaffen. Wir werden das neue Jahr damit beginnen, daß wir die gemeinsamen Friedensinteressen aller Proletarier lauter als je betonen. Wir werden die Saat des Mißtrauens, das die nationale Verneinung unter die Arbeiterchaft gesät hat, wieder ansäen. Wir werden unter Denken und Handeln strenger als je nach dem Kompaß unseres sozialdemokratischen Programms orientieren. Wir werden einen dauernden und glücklichen Frieden vorbereiten helfen, indem wir den Brüdern im feindlichen Lager beweisen, daß wir Sozialisten geblieben sind, bereit mit ihnen und allen Arbeitern der Welt um das Ideal der sozialistischen Gesellschaft zu kämpfen.

Das alte Jahr hat uns Not und Krieg gebracht. Ob das neue dem ein Ende setzen wird, ist ungewiß. Gewiß ist nur, daß wir schon jetzt darauf hin arbeiten müssen, daß beim kommenden Frieden der Wille des Proletariats Beachtung findet. Das neue Jahr wird voll Krieg und Kampf sein, voll Mühe und Not, voll unglücklichen Elends vielleicht; es kann doch ein glückliches sein, wenn es dem Proletariat die Kühnheit und Sicherheit des Handelns zurückgibt, ihm unerrückbar an seinen Grundfelsen festhalten lehrt und der Welt den Beweis erbringt, daß nur der Sozialismus der Held ist, auf den die Kirche des Friedens gebaut werden kann.

Einwirkung des Krieges auf das Wirtschaftsleben der Stadt Wiesbaden.

II.

In der letzten Uebersicht über die Einwirkung des Krieges auf das Wirtschaftsleben in Wiesbaden handelte es sich hauptsächlich darum, den fast vollständigen Zusammenbruch der Industrie zu erläutern. Es ist selbstverständlich, daß ein solcher Rückgang auch einen einschneidenden Einfluß auf das übrige Wirtschaftsleben ausübt. Nahezu 300 Hotels und Pensionen haben sich bei der zum Kriegsbeginn eintretenden Flucht der Fremden und der Ausweisung der Ausländer einem völligen Niedergang ihrer Geschäfte gegenüber. Von den vielen größeren Hotels beschäftigten die meisten je ein mehr als hundertköpfiges Personal, das von dem Niedergang am meisten betroffen wurde, zumal es zum größten Teil weiblichen Geschlechts war und bei der vielfach geübten Gepflogenheit, auch in Privathäusern aus „Sparmaßregeln“ das Dienstpersonal zu entlassen oder auf halbe Kost zu setzen, keine andere Unterkunft fand. Mit der Besserung der Verkehrsverhältnisse

ist eine kleine Aufwärtsbewegung im Fremdenverkehr eingetreten und namentlich die Angehörigen der zahlreich hier untergebrachten Verwundeten beleben den Verkehr etwas.

Bei der wirtschaftlichen Struktur der Stadt Wiesbaden dominiert naturgemäß das Handwerk und dieses hatte in erster Linie unter dem Rückgang zu leiden. Es kam hinzu, daß durch die Kleinheit der Bevölkerung Aufträge zurückgezogen wurden und allgemein ein Sparmaßstabsystem und eine Einschränkung Platz griff, die das Handwerk schwer trafen. Besonders empfindlich wurde das Bekleidungs Handwerk getroffen und am meisten die hier sehr in Blüte stehende Damen- und Kindermode. Auch die Verhältnisse im Nahrungs- und Genussmittelhandwerk hatten sich zu Beginn des Krieges sehr verschlechtert, da der Gesamtkonsum an Nahrungsmitteln infolge des Rückganges des Fremdenverkehrs einen erheblichen Rückgang aufzuweisen hatte. Eine Besserung ist eingetreten durch den Mehrverbrauch infolge der Zusammenziehung von Truppen, Einquartierung, der hier untergebrachten Verwundeten und des Einkaufs von Liebesgaben für die Truppen. Die mangelnden Verkehrsmöglichkeiten haben sich beim Handwerk kaum fühlbar gemacht, da der Bedarf an Rohmaterial und Halbfabrikaten aus Mangel an Aufträgen zu gering war. Zur Verringerung der Arbeitslosigkeit weiter Kreise des Handwerks könnte die Militärverwaltung durch Uebersetzung der reichlich vorhandenen Aufträge viel beitragen. Einige Aufträge für Sattler, Schneider und Tapezierer sind wohl nach Wiesbaden gekommen, jedoch nicht ausreichend, um die drückendste Not zu verhüten. Durch die mit dem Krieg eingeleitete Kreditersparnis sind ebenfalls zahlreiche Handwerker schwer betroffen worden. Die schon vor dem Krieg wirtschaftlich schwachen Existenzen sind niedergebrochen, während die kreditfähigen in den beiden Vorstufenvereinen und in der neu gebildeten Kreditschaffungsanstalt finanziellen Rückhalt finden können. Das Bauhandwerk liegt schon lange darnieder und wenn trotzdem kein großes Angebot von Bauhandwerkern vorhanden ist, so rührt das zunächst daher, daß zahlreiche Bauhandwerker in den letzten Jahren fortgewandert sind. Die größere Masse der eigentlichen Bauhandwerker sitzt auch in den Vororten und kommt für Wiesbaden nicht in Betracht. Die jüngeren und mittleren Jahrgänge dieser Arbeiterkategorie stehen übrigens zum großen Teil im Felde. Die zurückgebliebenen konnten zum Teil an städtischen Bauten und an den Fortifikationsarbeiten in Mainz vorerst noch Arbeit finden. Der Ausbruch des Krieges aber fällt zusammen mit dem Ende einer langjährigen glänzenden Bauperiode der städtischen Verwaltung, in der jährlich durchschnittlich 1.800.000 Mark verbaut wurden, während für das nächste Jahr nur ein einziger Bau, das Siegenhaus auf dem Aelbera, mit einem Bauwert von 300.000 Mark zur Ausführung kommen kann.

Eine eigentliche Groß- oder Schwerindustrie besteht in Wiesbaden nicht, abgesehen von einer Metallverarbeitungs- und einer Staniolfabrik. Neben der Hotelindustrie kommen lediglich Fabriken zur Verarbeitung von Steinen, Erden (Ziegelsteinen), einige Buchdruckereien, eine Weberei, zwei elektrotechnische Betriebe, einige Wäldereibetriebe, eine Salzwasserfabrik, zwei Kapselabriken und eine Fabrik für Metallverarbeitung in Frage. Bei Ausbruch des Krieges trat eine gewisse Mobilität in diesen Betrieben ein, die sich darin äußerte, daß vielfach der Betrieb kurz eingestellt und die Arbeiter und Angestellten entlassen wurden. Inzwischen wurden diese Betriebe fast alle, wenn auch teilweise in beschränktem Umfang, wieder eröffnet. Bei der Industrie machen sich die Einberufungen besonders fühlbar. Häufig sind die besten Beamten, Techniker und Arbeiter einberufen, jedoch in einigen Zweigen ein Mangel an Hilfs- und Arbeitskräften eingetreten. Schwer geschädigt ist auch die Industrie dadurch, daß Aufträge aus dem Ausland ausbleiben, Forderungen, besonders auf das feindliche Ausland wahrscheinlich ganz abgeschrieben werden müssen, andere Forderungen infolge der Auslandsdemonstrationen auf lange Zeit uneinbringbar sind.

Einen Ueberblick über den Arbeitsmarkt bietet auch eine Zusammenstellung des Arbeitsantes. Wohl stehen nicht das gesamte Angebot und die Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt

Kleines Feuilleton.

Alexander Weill.

Der Fall des früheren Reichstagsabgeordneten Dr. Georges Weill erinnert an eine verwandte Erscheinung aus früheren Jahren. Wir meinen den heute vollkommen vergessenen Alexander Weill, dessen politische Schicksale nicht ohne Interesse waren.

Alexander Weill, der Sohn eines israelitischen Viehhändlers und der Tochter eines Rabbiners, wurde in der Gegend von Nancy 1811 geboren und ist 1899 in Paris gestorben. Sein langes Leben war eine Kette von Selbstgefälligkeiten, die in seinem letzten Buche *) den Gipfelpunkt erreichten, sowie von politischen Verwundungen. Man hat sein Leben als eine Donauklotterbezeichnung bezeichnet. Dennoch gelang es ihm, sich verschiedenen berühmten Männern als „Freund“ auszuzeichnen, von denen Balzac, Viktor Hugo, Alexander Dumas, Meyerbeer und besonders Heinrich Heine genannt sein mögen. In seiner Selbstbiographie führt er sich als Wunderkind ein und will in seinem fünften Jahre das erste Buch Moses ins Deutsche überfetzt haben. Er will der einzige Schriftsteller in Europa gewesen sein, der die deutsche und französische Sprache zugleich gründlich beherrschte. Er kam auf Veranlassung eines Rabbiners mit 15 Jahren nach Frankfurt a. M. in die Talmud-Akademie und wurde mit achtzehn Jahren Vorleser in der Synagoge. Wegen atheistischer Anschauungen zog er sich von diesem Posten zurück, hatte im Elsaß das Glück, sich vom Militär frei zu spielen und kam wieder nach Frankfurt, wo er Mitarbeiter des damals in Frankfurt erscheinenden französischen Blattes „Journal de Frankfurt“ wurde. Mit Theodor Creizenach war er befreundet. Später ging er nach Paris, wo er, von Gustav Kühne an Heinrich Heine empfohlen, von diesem in seine Freundschaft und Häuslichkeit aufgenommen wurde. Kurz vor Heines Tode kam es zum Bruch. In seinem Buche über Heine hat er Wahres mit Falschem vermischt. Seine Schriften lobt er selbst sehr und meint, seine Elsfässer Dorfgeschichten seien besser als die Auerbachischen. Aus Simmermanns Bauernkrieg machte er einen Auszug und tat,

als habe er eigene Forschungen veröffentlicht. Bekam auch ein gutes Sonorator dafür.

Weill war erst Republikaner, und zwar ein recht „wütiger“. 1848 wurde er Sozialdemokrat, nicht im heutigen Sinne, sondern ungefähr in Ledru-Rollin'scher Richtung. Er kandidierte auch bei den Wahlen zur Nationalversammlung und erhielt 16.000 Stimmen. Nach dem Staatsstreich Napoleons im Dezember 1851 wurde aber der einst so leidenschaftliche Republikaner und Sozialist ein ebenso leidenschaftlicher Anhänger des zweiten Kaiserreiches. Er hat dies später gelugnet. Aber er erzählt, daß er für die „Kreuzzeitung“ korrespondiert habe, um für die durch den Staatsstreich in Frankreich unterdrückte Pressefreiheit zu kämpfen. Ausgerechnet in der „Kreuzzeitung“! Seine Leistungen im Kampf für die Pressefreiheit in der „Kreuzzeitung“ müssen großartig gewesen sein. Denn, wie er selbst erzählt, bot ihm ein intimer Freund Napoleons III. eine Stellung als „Aufseher der ausländischen Presse“ mit 25.000 Francs Gehalt an. Weill lehnte angeblich das Angebot ab; Gründe gibt er nicht an. 1852 gelang es ihm in Berlin, eine Einladung zu einem Feste im Berliner Schloß zu ergattern. Er trat dort dem König unabsichtlich auf den Fuß. Um Friedrich Wilhelm IV. dafür zu trösten *) wußte er diesem Monarchen sein Buch: „Le livre des rois“, wofür er eine goldene Dose geschenkt erhielt. Die Tiefe seiner Auffassung in politischen Fragen mag aus einer Neuherausgabe hervorgehen, die er über die Entstehung des Krieges von 1870 getan hat. Er erzählt, daß Meyerbeer geplant hatte, seine Tochter mit dem nachherigen französischen Minister Ollivier zu verheiraten. Diese Heirat kam nicht zustande. Und dazu schreibt Weill:

Hätte Ollivier die Tochter Meyerbeers geheiratet, der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland wäre nie ausgebrochen. Und hier meine plausible Behauptung: Wäre Ollivier Meyerbeer, der das Kaiserium bis zur Verachtung haßte, nie seinem Tochtermann erlaubt, Minister des Kaisers zu werden. Man weiß, daß, wenn Ollivier der Kammer gedroht hätte, eher seine Demission als den Krieg zu erklären, dieselbe Kammer nie den Krieg erklärt hätte.

„Man weiß — daß — wenn“ — wach' einen Staatsmann hatte die Welt an Alexander Weill verloren!

Von der Pariser Arbeiterbevölkerung

erzählt ein anscheinend recht gut beobachtender Mitarbeiter der „N. Zür. Ztg.“ in seinem Dezemberhefte: In den Arbeitervierteln des Faubourg du Temple, von Belleville und Montmartre begegnet man meist Frauen, die still einhergehen und sorgenvoll und abgemüht aussehen, während das Faubourg St. Antoine, der Sitz der Modelfabrikation, im Gegenteil verlassen daliegt. Als männliche Bevölkerung trifft man nur Burden in sehr jugendlichem Alter, die an den Strohknechten Gruppen bilden, und bejahrte Arbeiter, die schwerfälligen Schrittes einhergehen, die Hände in den Taschen, den Kopf gesenkt. Bei den Marchands de vin (in den Volkskreisen) sind die Gäste spärlich. Diese Arbeiter murren nicht, schimpfen nicht jeden Augenblick auf die „Böses“ und haben nichts Verbittertes. Sie möchten nur, daß ihnen die Regierung mehr Arbeitsgelegenheit verschaffe, als dies bisher geschieht, denn die Vorräte stellen unter ihnen sind nicht mehr als zwei bis drei Tage in der Woche beschäftigt. Alle sorgen sich um die Zukunft; denn diejenigen, die kleine Erwerbsmittel befehlen, sehen diese von Tag zu Tag schwinden, während der Winter doch erst begonnen hat. Am glücklichsten sind die Frauen der im Felde stehenden Soldaten: sie erhalten 1 Fr. 25 im Tage und 50 Rv. für jedes Kind. Man kann sie in langen Reihen vor den Lokalen der Steuereintreiber stehen sehen, wo sie ihr wöchentliches Guthaben in Empfang nehmen. Die Verteilung geht rasch und ohne unnötige Formalitäten vor sich. Auch hier staunt man über das Schweigen, das unter diesen Leuten herrscht. Es ist, als ob sie eine Scham davor hätten, laut auszusprechen, was man in der Seele fühlt und denkt. Es liegt ein beängstigender Druck auf dem Volke, das sonst so fröhlich und zukunftsreich ist, das habe ich bei der Arbeiterbevölkerung besonders empfunden. Alle sind noch von Vertrauen erfüllt und die Bewunderung für General Joffre ist groß, aber die Ereignisse ziehen sich auch gar zu sehr in die Länge. Die Armut stellt sich ein und die Armut ist ein schlechter Berater. „Wann wird der Krieg zu Ende sein?“ Diese Frage kehrt immer wieder. Diejenigen, die sie stellen, beneiden jene, die an der Front stehen und ein tatkräftigeres Dasein führen, als die zu Hause in Ungeduld Harrenden.

*) Briefe hervorragender verstorbenen Männer Deutschlands. Von Alexander Weill. Zürich 1889.

*) Er will zu dem König gesagt haben: „Mein Kopf wird früher oder später das Urteil fällen, das mein Fuß getan hat.“

im Arbeitsamt zusammen und eine Reihe nicht gemeldeter Arbeitsloser ist sicher vorhanden, doch hat die Zentralisation des Arbeitsmarktes im Arbeitsamt in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht.

Es kamen auf je 100 offene Stellen:

Suchende					
männliche			weibliche		
	1913	1914		1913	1914
August	150	206	August	82	126
September . .	113	148	September . .	85	110
Oktober . . .	144	140	Oktober . . .	100	120

Der Arbeitsmarkt zeigt seit der Krise beim Kriegsbeginn eine Besserung. Diese Erscheinung beruht darauf, daß der Arbeitsmarkt durch die zahlreich einberufenen Arbeiter entlastet wurde, sodann auch darauf, daß stillgestellte gewerbliche und industrielle Betriebe wieder in Betrieb gesetzt und durch die Post- und Eisenbahnverwaltung Einstellungen vorgenommen wurden. Eine gewisse Entlastung erfuhren auch der Arbeitsmarkt durch die frühzeitig in Angriff genommenen Rüstungsarbeiten. In einzelnen Handwerks- und Industriezweigen besteht ein gewisser Mangel an gelernten Arbeitskräften, während in anderen Berufen Arbeitslosigkeit herrscht, so bei Tünnern, Schreibern, Tapezierern usw. Ebenso sind zahlreiche ungelernete Arbeiter vorhanden, während tüchtige Erdarbeiter gesucht sind.

(Schluß folgt.)

Weihnachtsfürsorge der Arbeiterschaft auf dem Lande.

Wie in Wiesbaden selbst, so hatte sich auch die organisierte Arbeiterschaft in den Vororten und weiter draußen im Lande überall eifrig bemüht, um den Familien ihrer Mitmenschen, die entweder draußen im Felde stehen, oder unter der Arbeitslosigkeit zu leiden haben, ein fröhliches Fest zu bereiten. Partei, Gewerkschaften und Konsumvereine hatten auch die Mittel gemeinsam beschafft und es ermöglicht, daß auch in den Landorten 3000 Kindern eine unerwartete Weihnachtsfreude bereitet wurde. Die Geschenkeverteilung fand in allen Orten gemeinsam in den uns zur Verfügung stehenden Lokalen mit entsprechenden Feiern statt. Überall wurde in Ansprachen auf die Bedeutung der Feiern hingewiesen und die Kriegswirtschaft gewürdigt. Zweifelslos konnten sich die Veranstaltungen an Schönheit mit den sonstigen sogenannten Wohltätigkeitsveranstaltungen messen, die in den letzten Tagen vielfach stattgefunden haben und die doch meist den Nebenzweck oder auch den Hauptzweck hatten, einem gewissen Bedürfnis abzuheben und den Ausfall der sonst üblichen Weihnachtsveranstaltungen zu ersetzen. So waren in Wiesbaden etwa 800 Kinder zusammengekommen, die alle mit nützlichen Geschenken, Backwaren usw. erfreut wurden. In Viebrich waren sogar 500 Kinder im „Kaiser Adolf“ vereinigt, die mit Kaffee und Kuchen bewirtet wurden. Die Arbeiterfänger aus Viebrich und aus Sonnenberg-Rambach versöhnten die Feiern und der Post registrierte mit seinem künstlerischen Verständnis einige ansprechende Dichtungen. Die Künstlerin hatte sich übrigens in liebenswürdiger Weise noch in einigen anderen Orten ebenfalls zur Verfügung gestellt und nahm als Dank für ihre Freundlichkeit überall den herzlichsten Beifall entgegen. In Dohheim, wo ebenfalls 500 Kinder in Betracht kamen, mußte die Feiern in zwei Teile getrennt werden, weil die „Krone“ die Teilnehmer nicht alle auf einmal faßte. Hier machte sich der Jütherverein und der Arbeitervereinsverein „Freundschaft“ um die Veranstaltung sehr verdient. Auch in Erbenheim, wo die Feiern im „Adler“ stattfanden, und wo 200 Kinder beschenkt wurden, wirkte der Jütherverein mit. In Sonnenberg-Rambach fand die Feiern im großen Saale der „Waldbühne“ statt, der die Teilnehmer aus Sonnenberg und Rambach fast nicht alle zu fassen vermochte. Dort trugen zunächst die Arbeiterfängervereinigungen der beiden Orte, der Arbeitervereinsverein „Vorwärts“ aus Viebrich und ein von Herrn Peteren geleiteter einstudierter Kinderchor viel zum Gelingen bei. Auch der Post wirkte hier mit und erfreute die 500 Kinder ebenso wie die zahlreich erschienenen Erwachsenen mit ihrer Kunst. Die Bürgermeister der beiden Orte, die ihr Interesse durch ihr Erscheinen bekundet hatten, nahmen schließlich den angenehmen Eindruck mit. Viel Mühe hatten sich die Genossen von Breithardt und Holzhausen gegeben, die das Arbeiterheim in Breithardt festlich geschmückt und 100 Kinder aus den beiden Orten eingeladen hatten. Auch hier konnten sich die Arbeiterfänger aus Breithardt verdient machen. Nicht weniger Mühe hatten die Genossen im Raral, in Rüdershausen, Hausen und Kettenbach aufgewandt, um die 75 Kinder aus den drei Orten zu erfreuen. Von Wiesbaden war ein Doppelquartett der „Freundschaft“ zu der Veranstaltung erschienen. In Schierstein hatten sich 150 Kinder im „Deutschen Haus“ eingefunden, in Kloppenheim 50, in Frauenstein in der „Krone“ 50, in der Waldstraße in den „Drei Hosen“ 60 und in Mauzob in der „Rose“ 200. Auch in diesen Orten verlief die Feiern auf Beste und merkte große unergiebliche Freude.

Das Aushebungsgehalt für 1915 im Stadtkreise Wiesbaden findet am 2., 4., 5., 6. und 7. Januar statt. Es kommen zur Vorhellung die Zurückgestellten der Geburtsjahrgänge 1893, 1894 und 1895, sowie sämtliche Militärpflichtige des Jahrganges 1896. Die Militärpflichtigen haben sich an den betreffenden Tagen pünktlich um 7 Uhr morgens im Saale des „Deutschen Hofes“, Goldgasse 4) in feierlichem Anzuge der Ersatzkommission vorzustellen.

Ende der Weihnachtsferien. Der Unterricht in den städtischen Volks- und Mittelschulen beginnt am Dienstag den 5. Januar und nicht am 7. Januar, wie irrtümlich in einigen Schulen bekannt gemacht wurde.

Legitimationen für ausländische Arbeiter. Die Erneuerung der Arbeiter-Legitimationen für 1915 muß unter Vorlegung der Heimatspapiere bei demjenigen Polizeibezirk erfolgen, in dem der betreffende Arbeiter wohnt. Wird die Erneuerung der Karte im Januar beantragt, dann erfolgt die Ausstellung kostenlos, andernfalls werden Gebühren erhoben.

Golzversteigerung findet am Dienstag den 5. Januar, vormittags 10 Uhr, im Stadtwalde am Bahnhof „Eiserne Hand“ statt. Es kommen Buchenscheit- und Knüppelholz, sowie Wellen- und Nistenscheit- und Knüppelholz zum Ausgebot.

Manfardendiebstahl. Die Polizei warnt erneut, insbesondere Diensthöfen, in den Manfarden Geld und Wertgegenstände aufzuheben, weil Manfardendiebstahl wieder eifrig am Werke ist. Insbesondere ist es eine Frau, die die Rheinstraße, den Ring und die Emmerstraße unsicher macht. Die Diebin tritt oft so sicher auf, daß sie den Eindruck erweckt, als sei sie in den Häusern, wo sie betrogen wird, beschäftigt.

Aus dem Kreise Wiesbaden.

Dohheim, 30. Dez. (Staatsunterstützung für uneheliche Kinder.) Nach einer Bekanntmachung des Bürgermeisters sollen diejenigen Frauen, die uneheliche Kinder und Kinder aus früheren Ehen besitzen, für die noch keine Staatsunterstützung gezahlt wird, sich sofort auf dem Rathause, Zimmer 1, melden.

Mitgliederstand der sozialdemokratischen Partei im Verbreitungsgebiet der „Volksstimme“.

In den Festartikeln der heutigen Nummer der „Volksstimme“ wird u. a. auch die Entwicklung geschildert, die unser Kampforgan in den letzten 25 Jahren zu verzeichnen hatte. Da ist es wohl nicht uninteressant, gleichzeitig auch den Aufstieg der sozialdemokratischen Partei im Verbreitungsgebiet der Parteipresse kennen zu lernen. Die folgende übersichtliche Tabelle zeigt, wie bis in den letzten Winkel des Bezirks Hessen-Rhessau die Idee des Sozialismus Schritt für Schritt an Boden gewann.

	1. 7. 1904	1. 1. 1905	30. 6. 1906	30. 6. 1907	30. 6. 1908	30. 6. 1909	30. 6. 1910	30. 6. 1911	30. 6. 1912	30. 6. 1913	30. 6. 1914
Frankfurt a. M.	1900	2013	3227	4388	4940	5130	6919	7959	9539	9553	11335
Wiesbaden	1172	1219	1915	2697	2607	2481	2932	3874	4764	4719	5906
Wiesbaden	968	927	1109	1321	1248	1268	1408	1501	2006	2626	3026
Hanau a. M.	1600	1875	2788	3701	3819	5928	7502	8411	9113	9084	9871
Kassel	—	—	42	22	29	31	75	102	122	144	243
Marburg	53	72	128	164	185	166	151	177	101	108	238
Wetzlar	—	—	208	244	345	318	291	351	414	510	818
Limburg	20	59	102	144	149	108	229	192	136	242	422
Montabaur	42	73	117	200	319	255	238	264	414	400	347
Dillkreis	—	21	35	37	37	50	59	59	198	180	314
Siegen	—	—	—	59	58	149	226	323	235	202	337
Friedberg	751	1050	1600	2180	1806	1848	1755	2179	2817	2726	3041
	6506	7339	11266	15137	15442	17132	21780	25392	29959	30494	35996

Viebrich, 30. Dez. (Tob auf den Schienen.) Am Dienstagmittag wurde auf dem Bahnhof Viebrich-Ost der Hilfschaffner Fuhrmann von dem D-Zug Nr. 58, Wiesbaden—Frankfurt, überfahren und getötet. Fuhrmann überschritt das Geleise in der Annahme, der Zug sei schon durch, während er mit halbstündiger Verspätung durchfuhr.

Viebrich, 30. Dez. (Golzversteigerung.) Findet am Montag den 4. Januar, vormittags 10½ Uhr, im Distrikt „Brüder“ statt. Zusammenkunft 9 Uhr 45 Min. am Chausseebau.

Sonnenberg, 30. Dez. (Golzversteigerung.) Am Samstag den 2. Januar findet im „Rumborn“ Versteigerung von Eichen- und Buchenscheit- und Knüppelholz und Wellen statt. Treffpunkt 9 Uhr am Schützenhaus.

Schierstein, 30. Dez. (Die Polizeistunde an Silvester) ist von der Polizeiverwaltung ebenfalls auf 11 Uhr festgesetzt worden, so daß die Einwohner ihren Silvesterabend wohl oder übel im Kreise ihrer Familie begeben müssen. Der Gouverneur von Meining hatte bekanntlich eine Verlängerung in der Silvesterstunde auf 1 Uhr genehmigt. Den Gostmitten wird die Sache nicht besonders angenehm sein.

Erbenheim, 30. Dez. (Arbeitsvergebung.) Am Freitag den 8. Januar 1915, vormittags 10 Uhr, wird im Rathause das Anfahren der Pflaster- und Bordsteine für die Pflasterung der Taunusstraße und Hintergasse vergeben.

Parteiangelegenheiten.

Wahlkreis Wiesbaden-Rheingau-Untertaunus.

An die Filialkassierer richten wir das Ersuchen, am Neujahrstag und am Sonntag den 3. Januar nochmals eine gründliche Nachsicht bei den Mitgliedern vorzunehmen. Im Laufe der nächsten Wochen sollen durch Mitglieder des Kreisvorstandes sämtliche Mitgliedsbücher in allen Filialen revidiert werden. Die Quartalsabrechnung muß bis spätestens Dienstag den 12. Januar beim Kreisfiskaler abgeführt sein.

Ebenso bitten wir um schnelle Erledigung der Abrechnung von der Kolportage. Rückverkaufte Sachen sind unter allen Umständen sofort zu retournieren. Das Kolportagegeld ist an den Kreisfiskal, Genossen A. Jörg, Wiesbaden, Gewerkschaftshaus, einzuliefern.

Vorhandenheiten und Mitgliederversammlungen für Januar möge man dem Unterzeichneten melden.

Mit Parteigrüß!

Der Kreisvorstand. J. A. Otto Witte.

Aus den umliegenden Kreisen.

Silvester.

Ein volles Jahr liegt wieder hinter uns, da sind wir gewohnt, nochmal all das am Auge vorbeiziehen zu lassen, was in den vergangenen Wochen und Monaten durchlebt wurde. Wenn in früheren Jahren der Arbeitsmann seine Rechnung legte, kam er immer zum gleichen Resultat: er hatte sich geschunden und abgeradert in der kapitalistischen Zwangsbürokratie, solide und sparsam gelebt, Mühseligkeiten erduldet und doch Mühe gehabt, sich eben so durchs Leben zu schlagen. Sein Trost war immer, das kommende neue Jahr wird bessere Zeiten bringen. Und nun werden heute nacht wieder die Kirchenglocken erklingen, um das neue, fröhliche und glückliche Jahr einzuführen. Welche Stimmung wird diesmal das Gelächter auslösen? Wird auch diesmal der Neujahrsgruß von Haus zu Haus erschallen? Wird um die zwölfte Stunde das Herz freudig oder bang schlagen? Rubiel Fragen auf einmal.

Silvester! Wo ist der Vater, der Bruder, Sohn, Freund, Kamerad und Genosse, wo sind all die, die uns lieb und teuer, die sonst in der Silvesternacht sich die Hände drücken und ein glückliches Neujahr wünschen? Die Dabeim sind, fühlen sich nicht wohl, fühlen sich eng und ungeliebt. Wie kann es auch anders sein? Fragen wir mit dem alten Jahr nicht manche kühne Hoffnung zu Grabe? Und doch dürfen wir den Kopf nicht verlieren. Wir gehen schweren Zeiten entgegen, doch was verdrängt's? Standen wir nicht schon oft im Feuer, ringsum von Feinden umgeben, und hat sich nicht immer gezeigt, daß das Gute sich durchsetzt und die gerechte Sache letzten Endes doch den Sieg davongetragen hat? Unser Kampforgan, die „Volksstimme“, besteht mit dem heutigen Tage 25 Jahre. Dornenreiche war der Weg, den die „Volksstimme“ zu wandeln hatte. In den Festartikeln können nicht alle Taten festgehalten, namentlich kann nicht die mühselige aber doch so fruchtbare Tätigkeit all der alten Parteifreunde in Werkstatt und Fabrik, die mit den Agitationsnummern unter dem Arm von Tür zu Tür wanderten, um dem jungen Mitkämpfer den Weg zu ebnen, so gewürdigt werden, wie es notwendig wäre. Welcher Opfermut, welche große Eingebung für die gerechte, gute Sache wurde gerade von diesen wackeren Pionieren zur Schau getragen. Und wenn heute unser Kampforgan ziffernmäßig ein Ansehen sich erworben hat, so nicht zuletzt durch „Wühl“arbeit dieser Kämpen. Noch ist aber nicht der letzte Baum gefällt. Parteiarbeit winkt, die nur unbeugsamer Wille und ein klarer Kopf überwinden hilft.

Der Krieg ist gekommen und mit ihm hat man in Deutschland die Idee der Freiheit schärfen gelernt. Allerdings nur nach außen. Während der Friedenszeit wollte man die Freiheit als den einzigen und bedeutungsvollen Faktor der inneren Entwicklung und des Aufstiegs der Arbeiterklasse

nicht gelten lassen. Die Organe der Regierung hemmten mit ihren verfügbaren Mitteln und Waffen die Propaganda für die Idee der Freiheit. Aber auf den Krieg folgt wieder der Frieden und dann werden hoffentlich die dem Proletariat gemachten Versprechungen eingelöst. Und wenn wir am heutigen Abend unseren Wunschzettel aufrollen, so wird darin zu lesen sein, daß uns der Frieden eine neue gerechtere Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung nach den Geboten des Rechts auf Arbeit bringen möge. Das ist das Ziel des arbeitenden Proletariats, für das leben wir, wenn's gilt, unser Leben ein; die sozialistische Welt ist unser Zukunftsideal, trotz Not und Krieg halten wir fest, an dem fest, was wir von den Allen ererbt haben. Freiheit und Einheit können nur im Sozialismus blühen, wo es keine unnatürliche Abhängigkeit und Knechtschaft, keine ledigende und schwächende Seele geben wird. Das kann nur Wahrheit und Recht wollen wir auch im neuen Jahr mutig entvorhalten, und wo der Träger gefallen ist oder im Wirbel der Kriegserregnisse fortgerissen wurde, gilt es, die Lücke zu füllen. Tüch und Kampf dem Glück und dem Sozialismus entgegen! Das sind die Silvesterwünsche des arbeitenden Proletariats.

Wahreheim, 30. Dez. (Brand und Einbruch.) Nach einem in der Villa „Zielemann“ ausgeführten Einbruch stießen die Diebe das Gebäude in Brand. Obwohl die Feuerwehr sofort helfend eingriff, brannte die Villa samt der Inneneinrichtung doch vollständig aus. Der Schaden beziffert sich auf 60—70 000 Mark, ist aber durch Versicherung gedeckt. Die Bewohner der Villa, Familie Spöth, befinden sich auf Reisen. Von den Einbrechern hat man noch keine Spur.

Steinbach, 31. Dez. (Achtung, Heerespflichtige!) Der Jahrgang 1895 und alle früheren Jahrgänge, die noch keine endgültige Entscheidung über ihr Militärverhältnis erhalten haben, müssen sich am Donnerstag den 7. Januar, vormittags ½ 8 Uhr, in Offenbach in der Turnhalle (Goethestraße) zur Musterung einstellen.

Offenbach, 31. Dez. (Rückgang der Arbeitslosigkeit in Offenbach.) Es war vorauszuweisen, daß Offenbach mit seiner ausgedehnten Exportindustrie durch den Weltkrieg von großer Arbeitslosigkeit heimgesucht werden würde. Erfreulicherweise kann aber jetzt ein guter Umschwung festgestellt werden, der am besten aus folgenden Ziffern des städtischen statistischen Arbeitsnachweises zu erkennen ist. Im Juli kamen auf hundert Stellen 206,5 Arbeitsuchende und 83,5 Einstellungen, im August 416,3 Arbeitsuchende und 88,8 Einstellungen, im September 618,2 Arbeitsuchende und 73,1 Einstellungen, im Oktober 302,8 Arbeitsuchende und 83,2 Einstellungen, im November 133,1 Arbeitsuchende und 90,4 Einstellungen. Wenn auch dieser Rückgang der Arbeitslosigkeit zum guten Teil auf die Heereslieferungen zurückzuführen ist, so ist doch nicht zu verkennen, daß auch eine gewisse Neubesehung der Industrie eingetreten ist. Ferner kommt in Betracht, daß die städtischen Rüstungsarbeiten dieses Jahres schon Ende September in Angriff genommen wurden. Erwähnt sei hierbei, daß der Offenbacher Oberbürgermeister sich in einer Eingabe an das hiesige Ministerium einer Anregung der Stadt Worms angeschlossen hat, die für eine Vorlage im Landtag eintritt, wodurch das Enteignungsverfahren bei Grundstücken zu Rüstungsarbeiten vereinfacht werden soll. Die Eisenbahndirektion in Frankfurt hat ebenfalls zur Behebung der Arbeitslosigkeit dadurch beigetragen, daß sie die Arbeiten am neuen Güterbahnhof intensiver fortsetzen ließ.

Von der Bergstraße, 30. Dez. (Tödlicher Unfall.) Der schon betagte Bürgermeister Walther der Gemeinde Nalchen stürzte in seiner Scheune ab und brach das Genick. Der Verletzte war Veteran von 1870/71. Gegenwärtig stehen seine drei Söhne und Schwiegeröhne im Felde.

Wetzlar, 31. Dez. (Kriegsunterstützung.) Stadt und Kreis Wetzlar leisten an Beihilfe für Familien von Kriegsteilnehmern, soweit umliegende Kreise in Betracht kommen, herzlich wenig. Nun wird auch noch der sogenannte Mietszuschuß, den die Stadt Wetzlar leistet, gekürzt, so daß Hauswirte mit Kündigung der Wohnung vorgehen. Hoffentlich finden sich verständliche Richter, die die Sorge der Familien nicht noch vergrößern helfen.

Wetzlar, 31. Dez. (Zur Beachtung für Heerespflichtige.) Das nächste Kriegserhebungsgehalt (3. Aufl. der Wehrordnung) für den Kreis Wetzlar wird vom 7. bis einschließlich 11. Januar 1915 im „Schützengarten“ hier in nachstehender Ordnung stattfinden. Donnerstag den 7. Januar: Musterung der Militärpflichtigen sämtlicher Jahrgänge aus den Bürgermeistereien Altlar, Alsbach und Launsbach. Freitag den 8. Januar: Musterung der Militärpflichtigen sämtlicher Jahrgänge aus den Bürgermeistereien Braunfels, Stadt und Land, Greifenstein und Hohenfels. Samstag den 9. Januar: Musterung der Militärpflichtigen sämtlicher Jahrgänge aus den Bürgermeistereien Rechtenbach und Schöffengrund, sowie der Jahrgänge 1913 und 1914 aus der Stadt Wetzlar. Montag den 11. Januar: Musterung der Militärpflichtigen des Jahrganges 1915 aus der Stadt Wetzlar. Das Geschäft beginnt für alle Bürgermeistereien um 9 Uhr morgens. Die Militärpflichtigen sind des vorhergehenden Auftrags wegen auf 8½ Uhr zu bestellen. Zum Kriegserhebungsgehalt haben alle diejenigen Militärpflichtigen zu erscheinen, die noch keine endgültige Entscheidung über ihr Militärverhältnis erhalten haben, insbesondere also die im Jahre 1895 Geborenen, sowie alle vorläufig Zurückgestellten einschließlich der einjährig-freiwilligen Dienstberechtigten. Alle Reklamationen bei der Einberufung sind unzulässig. Die im Frieden erteilten Zurückstellungen erlöschen.

Marburg, 30. Dez. (Berechtigtes Verbot.) Während des Ausmusterungsgeschäftes in der Zeit vom 2. bis 7. Januar ist es verboten, alkoholische Getränke an Musterungspflichtige zu verkaufen oder weiterzugeben. Verboten ist ferner das in Marburg und Umgebung übliche Ausklopfen von Neujahrswedden und dergleichen Bodwaren.

Aus Frankfurt a. M.

Das Ende des Samariters.

Herr Oskar Klingler führt den Beruf in sich, der leidenden Menschheit Samariterdienste zu leisten, und er ist als Gründer von Sanitätskolonnen eine wohlbelannte Erscheinung. Leider wird sein menschenfreundliches Wesen nicht überall anerkannt; man wirft ihm Eigennutz vor und hat ihn wiederholt wegen Betrugs und Unterschlagung eingesperrt. Seine neueste Gründung war die Freiwillige Sanitätskolonne Frankfurt a. M.-Ost. Ein merkwürdiger Verein; denn einige seiner Kassierer befanden am Gericht, sie hätten in der Kasse nie einen Pfennig Geld gesehen. Es wird denn auch behauptet, wie Ludwig XIV. gesagt habe: „Der Staat bin ich“, so hätte Oskar Klingler sagen können: „Der Verein bin ich!“ Es war zu erwarten, daß die Freiwillige Sanitätskolonne Frankfurt a. M.-Ost bezog. Herr Oskar Klingler den Krieg nicht vorüberziehen lassen würde, ohne daraus Beizen zu schöpfen. Und alsbald nach der Mobilmachung übernahm er die Kreise, von denen er annehmen konnte, daß sie für solche Dinge offene Taschen haben, mit gedruckten Zirkularen, in denen fund und zu wissen getan wurde, daß die Freiwillige Sanitätskolonne drei Verpflegungslager für verwundete Krieger einrichten wolle und zu diesem Zweck um milde Gaben bitte. Und dann wurde eifrig „gejochet“, es gingen Geld und Gegenstände ein, und in einem zur Verfügung gestellten Räume in der Stadtstraße wurde das erste „Lazarett“ eingerichtet. Aber noch ehe es in Betrieb gesetzt wurde, untersagte das Generalkommando den Betrieb, und Oskar Klingler wanderte in Untersuchungshaft unter der Beschuldigung, zahlreiche Personen um „milde Gaben“ betrogen zu haben; denn es sei ihm mit der Errichtung von Verpflegungslagern nicht ernst gewesen, sondern das Unternehmen habe nur den Zweck gehabt, ihm selber die Taschen zu füllen. Tatsächlich hat er die eingegangenen Gelder, annähernd 200 Mark, zum größten Teil für sich verbraucht, für „geleitete Arbeit“, wie er sagt. Die Geldgeber aber waren in den Glauben verführt worden, die Arbeit werde von der „Freiwilligen“ Kolonne umsonst geleistet und ihre Gaben kämen den Verwundeten zugute. Vier Handwerker haben bei der Einrichtung des „Lazaretts“ in der Stadtstraße ihr Geld, zusammen etwa 230 Mark, verloren. Darin erblickte die Anklage einen weiteren Betrug; denn die Handwerker würden die Arbeiten nicht geliefert haben, wenn Klingler in ihnen nicht durch seine Uniform, die der vom roten Kreuz ähnlich war, und durch Lebensarten die Vorstellung erweckt hätte, es handle sich um eine Filiale des roten Kreuzes. Klingler verteidigte sich an der Strafkammer mit Klagen und Jähnen. Seine Verfolgung sei eine Machelei vom roten Kreuz, das hinter ihm her sei, weil er ihm immer die besten Vereine weggekapert habe. Der Staatsanwalt beantragte drei Jahre Zuchthaus. Auch das Gericht war der Meinung, daß Klingler mißbräuchliche Umstände nicht verbiete; denn er habe die allgemeine Opferwilligkeit ausgenutzt, um sich die Taschen zu füllen. Das Urteil lautete auf 18 Monate Zuchthaus, 300 Mark Geldstrafe und 5 Jahre Ehrverlust. Dabei sind die 3 Monate Gefängnis eingerechnet, die kürzlich über Klingler verhängt wurden.

Lieferanten-Profit.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Unternehmer, welche Kriegslieferung haben, jetzt außerordentlich gute Zeiten haben. Einen Einblick, was einzelne Personen dabei verdienen, konnte kürzlich wieder einmal dadurch festgestellt werden, daß sich die Interessenten um die Beute stritten.

Kürzlich kamen hier eine Anzahl Viehhändler zusammen, um eine Besprechung über die Schlachtviehlieferung an eine Armee-Konserverfabrik abzuhalten. Man erfuhr dabei, daß sich eine tiefe Empörung der Viehhändler von Süd- und Südwestdeutschland bemächtigt habe, weil der Vorsitzende des Bundes der Viehhändler Deutschlands unterstützt von einigen Kapitalisten den ganzen Einkauf des Schlachtviehes für die in Rede stehende Armee-Konserverfabrik an sich gerissen habe. Der Viehhändler sei trotz mehrfacher Bemühungen ausgeschlossen worden. Der kluge Lieferant soll einen wöchentlichen Verdienst von mehr als 32 000 Mark haben. Die versammelten Viehhändler entzweiten sich über das lukrative Geschäft und verlangten, daß auch sie zu den Lieferungen herangezogen würden. Es ist eine Einigung zwischen den Viehhändlern und ihrem Bundesvorsitzenden auf der Grundlage erfolgt, daß sie ihn jetzt durch Lieferung von Vieh unterstützen.

Hoffentlich ist der kluge Lieferant auch ein guter Patriot!

Mordversuch. Der 23jährige Gärtner Martin Schier hat gestern abend gegen 9 Uhr im Ranfardenhof des Hauses Moselstraße 45 einen Mordversuch auf das 23jährige Dienstmädchen Justine und deren Bräutigam verübt, indem er mehrere Revolver-schüsse abfeuerte, von denen einer das Mädchen in die rechte Schläfe traf. Der jetzige Bräutigam blieb unverletzt. Der Täter ging flüchtig.

Leichenfindung. An der Niederräder Schleuse wurde gestern gegen 3 Uhr nachmittags die Leiche einer etwa 25 bis 30 Jahre alten weiblichen Person gefunden und nach dem Niederräder Friedhof verbracht.

Aus der Partei.

Sozialdemokraten in der Gemeindeverwaltung.

Im Münchberger Gemeindefolkium ging die erste Vorstandsliste auf den Landtagsabgeordneten Genossen Dorn über, bescheiden in München auf den Genossen Wittl. Als Magistratsräte wurden in Nürnberg gewählt: 5 Sozialdemokraten, 3 Fortschrittler, ein Nationalliberaler und ein Mittelständler. Der Magistrat setzt sich nunmehr zusammen aus: 8 Sozialdemokraten (bisher 5), 7 Fortschrittler (bisher 9), 2 Nationalliberalen (bisher 3), 2 Mittelständlern (bisher 2) und 1 Demokrat (bisher 1).

Neues aus aller Welt.

Jbsens Bibliothek.

Dr. Sigurd Jbsen, des Dichters Sohn, hat dem Museum zu Braede die Bibliothek seines Vaters zusammen mit einer Anzahl von Andenken an den Dichter zum Geschenk gemacht. Jbsens Bibliothek ist für den Dichter kennzeichnend. Groß war sie nicht. Während sein Nebenbuhler Björnson ein gewaltiger Leser war und sich nicht leicht irgend ein hervorragendes Erzeugnis der Literatur seiner Zeit entgehen ließ, hat Jbsen den literarischen Erzeugnissen anderer vielmehr im ganzen und großen mit kühler Gleichgültigkeit gegenübergestanden. Jene Werke, die man in 19. Jahrhundert als „fin de siècle“ bezeichnete, liegen ihm ganz kalt; sie erschienen ihm nebelhaft und er vermied darin die Schärfe seiner eigenen Den- und Dichtarbeit. Seine Vorliebe galt den großen Klassikern und unter ihnen wieder vor allem Goethe, dessen Werke

er andauernd las und wieder las. Seine Bibliothek enthält auch eine ziemliche Anzahl von Widmungsexemplaren; aber die Mehrzahl davon hat er nicht einmal aufgeschritten. Es befindet sich darunter auch ein Band von einem schwedischen Dichter, der ihn auf der Widmungsseite in bewegten Ausdrücken um ein Wort der Ermutigung bittet, dessen er dringend bedürfte; allein auch dieser Band gehört zu denen, die Jbsen unaufgeschritten hat liegen lassen. Einen beträchtlichen Teil der Bibliothek bilden die Uebersetzungen von Jbsens eigenen Werken und die kritischen Arbeiten, die sich mit ihm und seinen Dichtungen beschäftigen, und hier ist, wie die Gebrauchsschreibe beweisen, jeder einzelne Band geöffnet, gelesen, ja mit Anmerkungen begleitet worden. Philosophische Werke sind spärlich, Zeitungen und Zeitschriften zahlreich vertreten, ebenso Kriminalromane. Diese scheinen eine Lieblingslektüre Jbsens gebildet zu haben, der sich an ihnen zerkümmerte und seinen Geist von schwerer Arbeit erholte.

Wiesbadener Theater.

Neubadener Theater.

Freitag, 1. Jan., 7 1/2 Uhr: „Des Königs Befehl“. Halbe Pr. — 7 Uhr: „Die Venus mit dem Papagei“. —
Samstag, 2. Jan., 7 Uhr: „Röhlensprung“. Neuheit!
Sonntag, 3. Jan., 7 1/2 Uhr: „Gefangniß“. Neu! Halbe Preise! — 5 1/2 Uhr: „Röhlensprung“.
Montag, 4. Jan., 7 Uhr: „Die Venus mit dem Papagei“.
Dienstag, 5. Jan., 7 Uhr: „Alles mobil!“.
Mittwoch, 6. Jan., 4 Uhr: „Röhlensprung“. Zum letzten Male! — 7 Uhr: „Die spanische Fliege“.
Donnerstag, 7. Jan., 7 Uhr: „Röhlensprung“.
Freitag, 8. Jan., 8 Uhr: 11. Volksvorstellung: „Gefangniß“.

Königliches Theater.

Freitag, 1. Januar, 7 Uhr, Ab. D. Prinz Friedrich von Homburg.
Samstag, 2. Januar, 7 Uhr, Ab. A. Lindene.
Sonntag, 3. Januar, 6 Uhr, Ab. C. Götterdämmerung.

Unser Inventur-Ausverkauf 1915

beginnt Montag, 4. Januar, früh.

Trotz der enormen Preissteigerung in allen Woll- und Baumwollwaren ist infolge rechtzeitigen Einkaufes unser großes Lager noch im Kriegsjahre im Stande, Außer-gewöhnliches zu bieten, und bitten wir Sie in Ihrem eigensten Interesse, bis zum Beginn des Ausverkaufes zu warten.

Kirchgasse 64
gegenüb. Mauritiusplatz

Gehr. Manes

Walhalla-Ecke
gegenüb. Mauritiusplatz

Lieferanten des Konsumvereins für Wiesbaden und Umgegend.

W574

Jede Arbeiter-Familie

decke ihren Bedarf in

Rothschild's Arbeiter-Kleider- Magazin

18 Wellritzstrasse 18

Lieferant des Konsumvereins für Wiesbaden und Umgegend. W569

Haushaltungs-Gegenstände Spielwaren usw.

kaufen Sie am besten im

Kaufhaus Schluser

47 Wellritzstrasse 47. W571

Blumengeschäft Kessler

59 Wellritzstrasse 59

Gärtnerei links der Lahnstrasse. Telefon 747



Frische Blumen
Kränze und Sträuße
blühende und
Blatt-Pflanzen
Stets grosse Auswahl
Billige Preise.

W567

Genossen! Beachtet unsere Inserenten!

Allen unseren Gästen, Freunden und Parteigenossen W567

die herzlichsten Glückwünsche
zum neuen Jahr!

Restaurations „Port Arthur“, Walramstraße 20 J. Greis u. Frau

Die besten Glückwünsche zum Jahreswechsel

wünschen ihrer werten Kundschaft und Nachbarschaft

Georg Hirschmann und Frau

Metzger, Hellmundstrasse 46.

Biebrich a. Rh.

Den werten Parteigenossen, unseren werten Gästen, sowie allen Freunden und Bekannten W572

die besten Wünsche zum Jahreswechsel!

Restaurations zum „Kaiser Adolf“

Heinrich Scheid z. Zt. im Felde nebst Frau.

Die stärksten Arbeitshosen
Die besten Schlosseranzüge
Die stärksten Arbeitshemden
Kittel für:
Maler, Tüncher, Schrift-
setzer, Fuhrleute usw.
empfiehlt W568
Rothschild's Arbeiter-
kleider-Magazin
Wellritzstrasse 18.
Lieferant des Konsumvereins.

Am billigsten kauft man
neue u. getragene
Schuhe u. Stiefel,
Arbeitskleider usw.

Pius Schneider
Wiesbaden, Hochstettenstr. 16
Ecke Michelsberg.
Alle Reparaturen prompt u. billig.

Max Sulzberger

Lieferant des Konsum-Vereins

für

fertige Herren- u.
Knaben-Kleidung.

Max Sulzberger
Am Römertor.

Flaschenbierhandlung

von Joh. Walter, Wiesbaden
empfiehlt Braunkaiser Biergerbräu,
hell u. dunkel. Lieferant des Kon-
sumvereins Wiesbaden u. Umgegend.
Bestellungen nehmen entgegen: die
Verkaufsstellen d. Konsumvereins.
Lieferung von 10 Flaschen frei ins
Haus. — Telefon 2856.

Hüte, Mützen, Schirme, Pelzwaren.
Grosse Auswahl, Billige Preise.

Karl Sommer, Kürschner,
41 Wellritzstrasse 41.
Lieferant des Konsumvereins für
Wiesbaden und Umgegend.

Inventur-Ausverkauf

Beginn Samstag, 2. Januar.

10-50%

betragen die Preisherabsetzungen der dem Ausverkauf unterstellten Waren. Der Prozentsatz ist an jedem Stück auf rotem Etikett deutlich vermerkt. Da in vielen Artikeln mit großen Preissteigerungen zu rechnen ist, bietet mein Ausverkauf eine doppelt beachtenswerte Gelegenheit, zu außerordentlich vorteilhaftem Einkauf von

Herren-, Jünglings- und Knaben-Kleidung bester Qualität.

Ein
Posten
Regenschutz-Hüllen
(Ersatz f. wasserdichte Militärwesten)
mit Kamelhaar- und Wollfutter 50%
weg. Aufgabe dieses Artikels m.

W566

Verkauf nur gegen bar — Keine Auswahl-Sendungen — Aenderungen gegen Berechnung.

Marktstraße 34 Heinrich Wels Marktstraße 34

Kaufhaus Otto Nietschmann N.

Wiesbaden, Ecke Kirchgasse u. Friedrichstrasse, Darmstadt, Ludwigstrasse 10.

Glas-, Porzellan-, Emaille-, Luxuswaren.
Enorm billig! Enorm billig!

Spezialität: Vollständige Küchen-Einrichtungen.

Durch günstige Abschlüsse ist es mir trotz des hohen Preisaufschlags möglich, meine werten Kunden recht gut und billig zu bedienen.

Empfehle in großer Auswahl:

Senden, Unterhosen, Lungenschürzer, Leibbinden, Kniewärmer, Taschentücher, weiß und farbig, Hosen-träger, Socken, Strümpfe usw.

Weiche Auswahl in:

Damen- u. Kinderwäsche, Schürzen, Kinderkleidchen, Sweaters, Säubchen, Pelzgarnituren usw.

Mache meine werten Puppen-Ausverkauf aufmerk-sam.

Bei Bedarf halte mich belinst empfohlen

Paula Stern

Wellritzstrasse 35.

Lieferant des Konsumvereins für Wiesbaden und Umgegend.

Ihr eigener Schaden

ist es, wenn Sie bei den teuren Zeiten nicht die Gelegenheit ergreifen, **billig** einzukaufen.

Schuhhaus DEUSER

Wiesbaden, Bleichstrasse 5
neben Hotel Vater Rhein.

03050

Schuhwarenhans.

Grosses Lager aller Sorten Schuhwaren in guter Qualität zu billigen Preisen.

Anfertigung nach Mass. — Reparaturen gut und billig.

Bernh. Schnütgen, Wellritzstr. 23.

Lieferant des Konsumvereins für Wiesbaden und Umgegend.

Kommen Sie zu mir, wenn Sie Schuhe brauchen!

Jourdan, Wiesbaden,

Nichelsberg, Ecke Schwalbacherstrasse.

Alte Bezugsquelle, solide Schuhwaren zu billigsten Preisen zu kaufen. Lieferant des Konsumvereins für Wiesbaden und Umgegend.

Kredit auch nach auswärts!

Möbel Auf Kredit!
Einzelne Stücke von
5 Mark Anzahlung an.
Ganze Einrichtungen
mit kleinsten Anzahlung.

Möbel- und Warenhaus

Anzüge J. Wolf
41 Friedrichstr. 41

Kleinste Abzahlung!

Damen-Konfektion — Kleiderstoffe — Gardinen
— Vitrinen — Federbetten — Teppiche

Reelle Bedienung!

Wo

kaufen die Vereine und
Gewerkschaften ihre

Fahnen, ?
Guirlanden, Vereins-Abzeichen,

Lampions und Illuminations-Artikel am besten

In der Wiesbadener Fahnen-Fabrik

M. Milchien

W 567

Ellenbogengasse 12, I.

Tel. 3480.

Elektromechanische Schuh-Besohlanstalt

57 Friedrichstr. 57

N. Herold

2 Römerberg 2

empfiehlt sich zur

Anfertigung sämtlicher Schuh-Reparaturarbeiten.

Nur bestes Kernleder wird verarbeitet.

W 558

3. Beilage zu Nummer 304 der Volksstimme.

Donnerstag den 31. Dezember 1914.

Vom Schrifstseher zum Redakteur.

Erinnerungen von O. Zielowski, Frankfurt a. M.

Es will mir net in de Kopp enei, daß es schon fünf- undzwanzig Jahre sein sollen, seit unsere liebe „Volksstimme“ das Licht der Welt erblickt hat. Ein Zufall wollte es, daß auch ich zu den „Älten“ gehöre, die diese Gründung miterlebt haben.

Als junger Buchdrucker war ich 1885 nach Frankfurt a. M. gekommen, wo ich mich bald an den kleinen geheimen Zirkeln beteiligte, die damals die Sozialdemokratie veranstaltete, um ihre parteipolitischen Ziele zu verfolgen. Denn noch lastete das Sozialistengesetz auf der Arbeiterschaft. Bei den Septennatswahlen 1887 war ich erstmals auch agitatorisch und rednerisch tätig. Mit stillem Vergnügen erinnere ich mich einer Versammlung in Oberrad, wo Genosse Emmel und andere den damaligen demokratischen Kandidaten, Rappenmacher Drill, gehörig zudeckten. Ueberhaupt war die damalige Zeit politisch äußerst bewegt und ein junger Mensch hatte reichlich Gelegenheit, sich mit den Zeit- und Streitfragen zu beschäftigen.

Als ich nun im Frühjahr 1889 einmal vorübergehend arbeitslos wurde, frug ich an einem Sonntagvormittag in der Druckerei des „Offenbacher Abendblattes“ um Arbeit nach. Genosse Max Jahn, der im Kontor der alten Bude an der Markstraße anwesend war, stellte mich auch sofort ein, nachdem ich mich bereit erklärt hatte, nicht nur am Kasten zu stehen, sondern abends auch als Berichterstatter in Versammlungen tätig zu sein. Lebhafte Tätigkeit war natürlich unentgeltlich zu leisten, denn damals waren die Parteizeitungen noch nicht so gestellt, daß sie Zeilenhonorare bezahlen konnten. Wer für die Partei wirkte, der mußte eben Opfer persönlicher und materieller Art bringen, das war etwas selbstverständliches. Und mancher der Kämpfer für unsere Ideale hat damals große, sehr große Opfer gebracht, ganz abgesehen von den Gefahren, in die er sich durch die fortwährenden polizeilichen Verfolgungen und Schikanen begab — pardon! die Polizei schikanirt nicht, sie trifft nur „Maßnahmen“, wie mich einmal ein Amtsrichter belehrt hat! Aber diese Nebenerscheinungen waren nur geeignet, den Eifer anzuspornen, mit dem wir offen und geheim, wie es gerade die Situation erforderte, für unsere Sache wirkten.

Nicht nur während des Sozialistengesetzes, auch noch nach seinem Fall machte die Polizei alle erdenklichen Schwierigkeiten, um sozialdemokratische Versammlungen zu vereiteln. Ungenügende Saalausgänge, mangelhafte

Beleuchtung, „schlechte“ oder zu schmale Treppen mußten den Grund für solche Verbote abgeben. Aber ebenso erfinderisch, wie die liebe Polizei, waren auch wir Sozialdemokraten. Wo eigene Versammlungen unmöglich waren, gingen wir einfach in gegnerische und propagierten dort unsere Ideen. Hauptächlich wurden in Frankfurt die Versammlungen der demokratischen Volkspartei dazu ausgerufen, da dort die weitgehendste Redefreiheit herrschte. Mancher junge Genosse hat sich in diesen Versammlungen zum geschickten Redner und Debatter herangebildet. Mit Vergnügen erinnere ich mich noch der Versammlungen und Vorträge, die damals die Volkspartei im alten Wintergarten am Goetheplatz abhielt und die jedesmal reiche Gelegenheit zur Vertretung unserer Ansichten gaben. Oftmals machte ich mir das Vergnügen, die Vorträge zu stenographieren, teils der Übung halber, teils aus Interesse für die Sache.

Nicht nur für die Frankfurter Arbeiterschaft, auch für die gesamte Bürgerschaft war es ein Ereignis, als kurz vor dem Fall des Sozialistengesetzes in Frankfurt a. M. ein sozialdemokratisches Blatt erschien. Da sich in Frankfurt aus Furcht vor polizeilichen Verfolgungen kein Drucker fand und es zunächst noch an Mitteln zur Gründung einer eigenen Druckerei fehlte, ging man nach Offenbach und ließ dort die „Volksstimme“ erscheinen, die also sozusagen Kopfblatt des „Abendblattes“ war. Da ergaben sich denn neben den politischen und geschäftlichen auch noch Schwierigkeiten technischer Art, die von der Herstellung verschiedener Blätter in Offenbach herrührten. Zu den Frankfurtern waren im Verlaufe der nächsten Monate die Hanauer, Mainzer und Darmstädter gekommen, die alle eigene Blätter herausgaben. In der kleinen Offenbacher Druckerei wurden täglich fünf verschiedene Blätter gedruckt. Und da man damals noch keine Segmaschinen kannte, auch der Rotationsdruck noch nicht so vervollkommen war wie heute, so war die Herstellung dieser verschiedenen Blätter mit noch größeren Schwierigkeiten verknüpft, als das jetzt der Fall ist. Es war technisch unmöglich, all den Anforderungen zu entsprechen, die an die Druckerei gestellt wurden. Wozu noch kam, daß auch die Expedition der Blätter nicht immer klappte. Unser verstorbener Genosse Kaufmann hat diese expeditionellen Schwierigkeiten oft genug kennen gelernt.

Die Entwicklung der Parteiverhältnisse in Frankfurt erforderte es gebieterisch, daß die Frankfurter Genossen sich zum eigenen Blatt auch eine eigene Druckerei schufen, die zuerst in Privathänden war, um später in einen Parteibetrieb umgewandelt zu werden. Das war mit ebenso großen Schwierigkeiten, wie finanziellen Opfern verknüpft, und manchem alten Parteigenossen

dürften diese Beratungen noch in unangenehmer Erinnerung sein. Die Zeit der Druckereigründung habe ich nicht erlebt, da mich die Verhältnisse in der Zwischenzeit weiter nach Süddeutschland getrieben hatten, wo ich mir die ersten „Sporen“ als junger Redakteur in Freiburg im Breisgau, Offenbach und Ludwigshafen am Rhein verdiente. Erst 1898 kam ich wieder nach Frankfurt am Main, und es war für mich eine besondere Ehre, nunmehr selbst an dem Blatte als Redakteur mitwirken zu können, das ich als junger Genosse hatte entstehen sehen.

Aus kleinen Anfängen hat sich die „Volksstimme“ in den 25 Jahren zu einem achtunggebietenden Blatt entwickelt, das jetzt seine Stimme in ganz Hessen-Nassau und weit darüber hinaus vernehmen läßt. Was sie in dieser Zeit für die Arbeiterschaft gewesen ist und geleistet hat, das brauche ich nicht zu sagen. Von den Gegnern verfolgt und gefürchtet, war unsere „Volksstimme“ immer eine energische Verteidigerin der Interessen der arbeitenden Klassen, und so soll es auch in der Zukunft bleiben. Mit und durch die Arbeiterschaft, im frisch-fröhlichen Klassenkampf ist die „Volksstimme“ groß und stark und einflußreich geworden und im Geiste des Klassenkampfes soll und muß sie auch weiter wirken für die Arbeiterschaft und für die Ideale, die uns Sozialdemokraten erfüllen.

Der Londoner Kommunistische Klub in Kriegszeiten.

Ueber Berlin wird uns berichtet: Von dem bekannten kommunistischen Klub in London, der seit seiner Gründung — daran war auch Marx beteiligt — viele Jahrzehnte lang der Sammelplatz der deutschen Genossen in England gewesen ist, sind während der Kriegszeit nur sehr wenige Nachrichten zu uns herübergekommen. Durch einen erst jetzt aus London zugereisten Genossen erfahren wir, daß der Klub natürlich unter den Kriegswirklungen ganz besonders gelitten hat. Zunächst drohte niemand daran, das Land zu verlassen, da es schien, als ob England vom Kriege verschont bleiben würde. Und als endlich der Krieg zwischen Deutschland und England ganz plötzlich zur Gewissheit wurde, war es zur Abreise zu spät.

Sofort versuchte der Klub sein Weiterbestehen dadurch zu ermöglichen, daß man die Zeitung vollständig in englische Hände gab. Um dies zu beraten, die wertvolle Bibliothek zu sichern und zugleich Maßnahmen im Interesse der vielen Deutschen im Lande zu erwägen, hatte man alle bekannteren Genossen aus der englischen Bewegung zu einer Konferenz eingeladen. Aber nur zwei von den vielen Geladenen kamen, und zwar die Genossen Fred Ance, der Sekretär des Londoner Gewerkschaftskartells, und Reichhold, ein Organisator der sozialdemokratischen Partei. Der Sekretär des Klubs wäre übrigens um ein Haar schon vor ein Kriegsgericht gekommen. Bei der allgemeinen Suche nach Waffen und dergleichen hatte er den Beamten zuerst erklärt, solche seien nicht vorhanden. Dann aber erinnerte er sich, daß auf der Bühne zwei alte Schießbüchsen vorhanden waren, die man bei kleinen Vorstellungen zu verwenden pflegte. Sofort erfolgte seine Verhaftung. Sachverständige der Behörde stellten dann fest, daß die beiden Büchsen mindestens 120 Jahre alt sind. Mit einer derselben allerdings könne man aber wohl noch einen Menschen auf

Inventur-Ausverkauf

Montag den 4. Januar
beginnt mein großer Inventur-Ausverkauf.

Durch rechtzeitige, günstige Abschlüsse war ich im Stande, große Warenposten noch zu ganz alten, niedrigen Preisen zu beschaffen. Ferner ist es mir gelungen Einzel- und Restfabrikposten, sowie Reismuster in Damenwäsche, Tischzeugen, Handtüchern, Schürzen und Unterzeugen, etwa 35 bis 40 Prozent unter dem tatsächlichen Wert einzukaufen.

Alle diese großen Vorteile lasse ich meiner werten Kundschaft ungekürzt zu gute kommen!

Besichtigen Sie bitte meine Schaufenster-Auslagen.

29 563

Joseph Wolf Kirchgasse
62
gegenüber dem
Mauritiusplatz.

10 Ellen Entfernung ist zu sehen. Aus diesem Grunde will man die Anlage aufrechterhalten. Nachdem der Klub formell vollständig in englische Hände übergegangen ist, freisetzt er jetzt sein Leben weiter und sucht auch durch Versammlungen und Veranstaltung von Wohltätigkeitskonzerten zur Linderung der Not unter den Deutschen beizutragen. Für die österreichischen Staatsangehörigen ist einermäßig durch ein Hilfskomitee gesorgt, dem ziemlich reiche Mittel zur Verfügung zu stehen scheinen. Schlimmer dagegen sieht es bei den Deutschen aus, die infolge des rücksichtslosen Konkurrenzkampfes auch der englischen Gewerkschaften gegen die „feindlichen Ausländer“ fast alle arbeitslos sind. Sie sind auf die Mithilfe einiger philanthropischen und sogenannten christlichen Institutionen angewiesen.

Einige wenige allerdings haben noch lohnende Beschäftigung in der Kriegsindustrie. Es handelt sich bei ihnen jedoch um Gelegenheitsarbeiten, für die man Einheimische nicht in genügender Zahl finden konnte. So z. B. sind deutsche Optiker sehr gesucht. Alle diese Arbeiter erhalten von ihrem Arbeitgeber eine Art Legitimation, durch welche sie allen Belästigungen nachweisen können, daß sie für „Seine britische Majestät“ arbeiten. Von den in Deutschland beheimateten Mitgliedern des Klubs ist der Genosse Weimann noch in Freiheit, während viele andere bei den planlos vorgenommenen Razzien interniert wurden. Der Genosse Köttgen, der Berichterstatter des „Vorwärts“, erreichte noch in den ersten Kriegstagen durch Vermittlung eines Abgeordneten die Naturalisation und konnte dann als „Engländer“ nach Amerika auswandern.

Der vorhin genannte Genosse Kroe, der Sekretär des Londoner Gewerkschaftskomitees, ist übrigens Anfang Dezember im Alter von 46 Jahren gestorben. Noch im letzten Frühjahr wollte er als Gast der Berliner Gewerkschaften in der deutschen Reichshauptstadt. Er gehörte nicht nur zu den Rührigsten unter den fortschrittlichen Sozialdemokraten Englands, sondern war auch einer von den ganz wenigen, die nicht nur in der Theorie international sind. Er wagte es, für diese Gedanken auch etwas zu tun, wie sein Verhalten gegenüber dem kommunistischen Klub bewiesen hat. Viele andere, auch bei uns sehr geschätzte Sozialisten aber durften es angesichts der allgemeinen Volksstimmung nicht einmal wagen, dem Klub bei seinem Versuch zur Einleitung einer allgemeinen Hilfsaktion für die notleidenden Deutschen usw. überhaupt zu helfen.

Wichtig für kaufmännische Angestellte.

Als eine gräßliche Ausnutzung des wirtschaftlich Schwächeren bezeichnete das Landgericht zu Stade den Anstellungsvertrag, nach dem die Filialleiterinnen der Firma Bernhard Seestadt zu Hamburg, die in Hamburg, Altona, Harburg und Umgegend eine ganze Anzahl Provisionsleistungen betreibt, beschäftigt werden. Eine solche Filialleiterin war, weil sich bei ihr angeblich ein Manfo von 431.83 Mark herausgestellt hatte, ohne Einhaltung der vertraglichen Kündigungsfrist sofort entlassen worden. Das Gehalt für den Rest des laufenden Monats, wie auch die von der Angestellten hinterlegte Kaution im Betrage von 160 Mark wurden von der Firma einbehalten. Hiergegen erhob die Filialleiterin Klage beim Kaufmannsgericht in Harburg, wo sie begründend ausführte, daß der Anstellungsvertrag gegen die guten Sitten verstoße, weil sie zu dem unerhört niedrigen Gehalt von 60 Mark monatlich, von welchem noch jedesmal 10 Mark zur Vorkasse der Kaution in Höhe von 300 Mark abgezogen wurden, angestellt sei. Dieses Gehalt stehe in absolut keinem Verhältnis zu der Verantwortung, die den Angestellten von der Firma auferlegt werde. Aber auch für das Manfo an sich könne sie (die Angestellte) keineswegs haftbar gemacht werden, da es ihr nicht möglich gewesen sei, bei den Inventuraufnahmen, die von anderen Angestellten während der Geschäftszeit vorgenommen worden sind, infolge Bedienstet der Kundschaft von Anfang bis zu Ende mitzuwirken. Außer Brot werden in den Niederlassungen der Firma noch eine ganze Anzahl anderer Artikel, wie Schmalz, Butter, Zucker, Eiswaffeln usw. geführt. Wiederholt hatte die Klägerin den Geschäftsinhaber ersucht, ihr doch für die angelieferten letzteren Artikel, um diese nachwiegen zu können, eine Dezimalwaage zur Verfügung zu stellen, welchem Ersuchen dieser aber trotz Zufüge nicht nachgekommen ist. Auch wurde für Schwund der Waren beim Abwiegen, infolge Eintrocknens, wie es z. B. in den Konsumvereinen der Fall ist, keinerlei Manfovergütung gewährt.

Das Kaufmannsgericht Harburg verurteilte denn auch die Firma, sie gleichzeitig mit ihrer Widerklage auf Erhebung des Manfos abweisend, an die Angestellte 196 Mark, welcher Betrag sich aus dem restlichen Gehalt von 36 Mark und der Kaution in Höhe von 160 Mark zusammensetzte, zu zahlen, wobei es begründend ausführte: Daß die Firma verpflichtet sei, zu beweisen, daß die Angestellte das Manfo schuldhafterweise verbraucht habe. Diesen Beweis habe die Firma in keiner Weise erbracht. Insbesondere kann sich die Beklagte hierbei nicht darauf berufen, daß die Klägerin die Auffstellung (Inventurliste) vom 18. Mai d. J. anerkannt habe, denn hieraus ergebe sich nur, daß die Klägerin Einwendungen gegen die Richtigkeit der Auffstellung nicht erhoben habe, nicht aber, daß sie zur Zahlung des Manfos bereit sei. Der Inhalt des Vertrages, der insbesondere der Klägerin auch die Haftung für die Fehlbeträge ihrer Vertreterin, die sie nicht zu

übersehen in der Lage ist, auferlegt, sei derart, daß ein Angestellter der wirtschaftlich unabhängig ist, bei vernünftiger Prüfung der Sachlage ihn nimmermehr als Vertragsinhaber annehmen wird. Nur der wirtschaftlich abhängige Angestellte, der eine Stellung auch unter harten Bedingungen annehmen muß, um sich sein Brot zu verdienen, könne sich zu einer solchen Abrede verstehen. Eine solche Abrede könnte des unethischen Charakters entbehren, wenn die übrigen Bedingungen des Anstellungsvertrags so glänzend wären, daß sie ein Äquivalent für das in ihm liegende Risiko bildeten. Davon kann aber im vorliegenden Falle keine Rede sein. Ein Monatsgehalt von 60 Mark sei bei den in Harburg herrschenden teuren Lebensverhältnissen eine so geringe Entlohnung, daß die Klägerin überhaupt davon kaum leben könne. Die Abrede der Haftung der Kaution, bezw. die Manfohaftung überhaupt bei gleichzeitiger Gewährung eines solchen Gehalts kennzeichne sich als eine nicht zu billigen Ausnutzung des schwachen Anstellten, der um jeden Preis eine Stellung annehmen muß, verstoße daher gegen die guten Sitten im Sinne des § 138 des Bürgerlichen Gesetzbuchs und sei deshalb nichtig.

Gegen dieses durchaus vernünftige und treffende Urteil des Harburger Kaufmannsgerichts legte die Firma Seestadt beim Landgericht zu Stade Berufung ein. Dagegen, daß das Kaufmannsgericht die Höhe des Gehalts von 60 Mark als gegen die guten Sitten verstoßend bezeichnet hatte, wurde von der Firma angeführt, daß ein großer Teil ihrer Filialleiterinnen zu den gleichen Bedingungen angestellt sei. Wenn die Klägerin glaube, eine bessere Bezahlung ihrer Arbeiten und Fähigkeiten als 2 Mark pro Tag erhalten zu können, so möge sie ihre Tüchtigkeit anderweit ausnützen.

Das Landgericht zu Stade hat die Berufung der Firma aber unter Auferlegung der Kosten abgewiesen, wobei es sich im wesentlichen der Auffassung des Vorderrichters angeschlossen.

Der Zentralverband der Handlungsgehilfen als die gewerkschaftliche Organisation der kaufmännischen Angestellten, der die betreffende Filialleiterin in ihrem Vorgehen gegen die Firma auf das tatkräftigste unterstützt hat, wird nunmehr alles tun, um zu erreichen, daß auch die übrigen in Frage kommenden Anstellten der Firma nicht mehr unter „so maßlos harten Bedingungen“ zu arbeiten brauchen, wie es vom Landgericht zu Stade bezeichnet worden ist.

Humor im Kleinkrieg.

Aus Ostpreußen schreibt Kriegsberichterstatter Düwelle: Vor einigen Tagen kam ein 16jähriger Knabe von jenseits der Memel mit zwei russischen Gefangenen in Tilsit an. Er hatte die beiden, von denen der eine deutsch sprach, getroffen. Sie fragten den Knaben, wo deutsche Soldaten wären, bekamen aber keine Auskunft. Sie gaben dann an, daß sie sich ergeben wollten, und baten den Knaben, ihnen zu sagen, ob sie da nicht mißhandelt oder getötet würden. Als der Knabe dies verneinte, forderten sie ihn auf, sie als Gefangene in die Stadt zu bringen. Auf die Bedingung, die Gewehre abzugeben, wollten die Russen zuerst nicht eingehen. Als ihnen aber nochmals die Versicherung gegeben ward, daß kein gefangener Russe erschossen werde, übergaben sie dem Knaben auch die Gewehre, der jedes auf eine Schulter nahm, und die Gefangenen vor sich her nach der Stadt marschieren ließ. Als die aufsehenerregende Expedition vor der Kommandantur angekommen war, schenkte der eine Russe dem Knaben ein Fernglas, der andere einige Rubel. „Mein Krieg ist nun zu Ende“, sagten viele russische Gefangene. So mochten auch diese beiden denken. — Manchmal bekommen die Grenzläufer einen Stich ins Komische. Am vorigen Sonntag trieb auf der Memel ein ziemlich großes Floß heran, mit einer Kanone darauf und 7 oder 8 Soldaten. Natürlich glaubte kein Mensch, daß die Russen so auf dem Präsentierteller daher kommen würden. Man bombardierte die schwimmende „Festung“ nicht, sondern fing sie bei Groß-Diffeln auf, wo sie nun als Lebenswirdigkeit für die herbeipilgernden Ostpreußen liegt. Die Kanone besteht aus einem Wagnrad und einem Baumstamm, die Soldaten sind Puppen. Zum Dank für diese Aufmerksamkeit gingen am nächsten Tage einige Deutsche über die Memel, schlichen sich an den russischen Schützenarabes, nahmen 7 Russen gefangen und brachten sie an dem Floß vorbei zurück.

Der „Oberschlesische Anzeiger“ erzählt folgendes Kriegsgeschichten: Der Schlossermeister Georg Goralczyk aus Reuthen, Brandmeister der dortigen freiwilligen städtischen Feuerwehr, stand als Gefreiter bei einer Landsturm-Maschinengewehrabteilung den Russen gegenüber und setzte kräftig „Donny“ auf diese. In einem Treffen wurde die Abteilung hart von den Russen bedrängt, weshalb sie sich zurückziehen mußte. Goralczyk nahm das Maschinengewehr auf die Schulter und trug es zurück in das nächste Dorf. In einer Scheune fand er Unterkunft. Er legte den Tornister ab

und streckte sich zur wohlverdienten Ruhe nieder. Plötzlich wurde er von einer Anzahl Russen überrascht, die ihn gefangen nehmen wollten. Goralczyk legte das Seitengewehr sowie den Revolver ab und begann, da er gut Polnisch sprach, sich mit den Russen zu unterhalten. Diese hatten förmlich mächtigen Hunger. Goralczyk holte aus seinem Tornister ein Stück echten oberchlesischen Speck hervor mit einem Stück Brot und überließ beides den Russen, wobei er einen Plan zu seiner Befreiung schmiedete. Er erzählte den Russen, daß bei den Deutschen jeder Mann solch schönen Speck nebst Brot neben der warmen Kost erhalte, obendrein noch Schnaps und reichliche Löhnung. Es gelang dem schlauen Wehrmann dadurch, die Russen zu überreden, mit ihm in das Lager der Deutschen zu gehen, wo auch sie als Gefangene diese vortreffliche Verpflegung finden würden. Sie warteten die Abenddämmerung ab und marschierten hübsch geordnet in zwei Abteilungen 30 Mann hoch unter dem Kommando Goralczyks zu den Deutschen. Vor dem Quartier des Feldwebels ließ Goralczyk die Gefangenen einsinken und erstattete dem Vorgesetzten Bericht. Der Feldwebel wollte es anfangs nicht glauben, daß er allein 30 Russen gefangen habe, und fragte ihn: Wie haben Sie das angefangen?, worauf Goralczyk lachend erwiderte: Ja habe sie umzingelt!

Derwundete und gefallene Krieger aus dem Verbreitungsgebiet der „Volksstimme“.

Füsilier-Regiment Nr. 80: Gestorben infolge Krankheit: Paul Kojlik (Ersatz-Teil.), Wiesbaden, gest. 22. Wiesbaden 2. 12. 14.
Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 80: Gestorben infolge Krankheit: Josef Kunz, Höchst, gest. 22. Wiesbaden 2. 12. 14.
Infanterie-Regiment Nr. 81, Frankfurt a. M.: Karl Glah, Hebbornheim, tot. — Wilhelm Mühl, Frankfurt a. M., nicht im Lazarett, fond. nach dm. — Otto Lahr, Frankfurt a. M., nicht tot, fond. dm.
Infanterie-Regiment Nr. 87, Mainz: Verichtigung: Wilhelm Bläsig, Assel, bish. dm., gest. — August Dorn, Frankfurt a. M., bish. dm., gest. — Riefel, d. R. (Offz.-Stell.) Wilt. Memm, Höchst a. M., bish. dm., gest. 2. 9. 14.
Infanterie-Regiment Nr. 88, Mainz, Panau: Adolf Brach, Gershausen, schm. — Edmund Ernst, Frankfurt a. M., dm. — Bernhard Altmann, Josef Viktor Heber, August Bremer, Karl Ansh, Tams, Gefr. Friedrich Altmann, Albert Grob, Alois Mareinad, Gefr. Gustav Reil, tot. — Wilt. Bessel, dm. — Offz.-Stell. Michaelis, in Gefangenschaft. — Emil Schüttfort, Theodor Bördner, Edward Diebow, Heinrich Weissenbach, Ludwig Müller, Morand Tachot, tot. — Johann Straub, Beilheim, dm. — Friedr. Döfner, Ludwigshafen, dm. — Offz.-Stell. Bensch, Jakob Trebbach, Gefr. Josef Salomon, Friedrich Weber III., Gefr. d. R. Wilt. Brodals, Emil Gutowski, Nikolaus Lang, Michael Oprekta, tot. — Friedrich Weigel, dm. — Anton Hofmann, Gefr. Rudolf Altmann, tot. — Georg Heinrich Müller I., gest. Reiz-Laz. Trier 27. Sept. — Karl Tobien, tot. — Johann Wenzel, Seuberg, tot. — Antoff, Leo Portee, Gefr. Heinrich Schultze, tot. — Gerhard Kraus, gest. 12. Feldlaz., 18. Armee-Korps. — Gefr. d. R. August Gopp II., Gustav Nieder, Johann Günther, tot. — Georg Böhm, Albert Harris, dm. — Kriegsgeis. Ferdinand Keller, Eugen Hoenlin, Antoff, d. R. August Mad, Philipp Walling, Reinhold Jung II., Johann Ceschläger, Ernst Bierre, Otto Schöning, Gefr. d. R. Wilt. Vogt, Josef Wessel, Jakob Morlang, Josef Schäfer II., Ladislav Dembinski, tot. — Gefr. d. R. Wilhelm Neubaus, gest. Feld-Laz. Amancourt 12. Okt. — Leopold Kühn, tot. — Gefr. d. R. Leo Jakubowski, Friedrich Schmitt II., dm. — Franz Jaworski, tot. — Wilhelm Schaffer, Schm. — Anton Slominski, Johann Linn, Ferd. Wilhelm, Emil Schimmer, Andreas Ulrich, tot. — Michael Reiter, gest. an seinen Wunden 5. Feld-Laz. 5. Okt. — Otto Bergmann, Groß-Aubheim, bish. dm., dm. — Karl Gremling, Adolphsburg, bish. dm., in franz. Gefangenschaft. Laz. Rantes. — Wilhelm Hermann Geis, Reutrot, bish. dm., tot. — Ludwig Götke, Esringen, bish. dm., gest. Kriegs-Laz. 6. — Emil Bruning, Niederfeld, bish. dm., gest. Laz. 7. 13. Sept. — Tams, Michael Johann Haas, Windheim, bish. dm., tot. — Gefr. Schneider II., Niederrod, bish. dm., tot. — Peter Pralat Vörschin, bish. dm., tot. — Richard Kämpfer, Niederrod, bish. dm., dm.
Leibgarde-Infanterie-Regiment Nr. 115, Darmstadt: 2. Schorlup, Frankfurt a. M., tot.
Landsturm-Bataillon Wiesbaden: Karl Ramshott, Wiesbaden, auf Bahnstrecke tödlich verunglückt 1. Dez.
Garde-Dragoon-Regiment Nr. 23, Darmstadt: Adolf Weis, Bönstadt, tot. — Antoff, Heinrich Vihus, Dohheim, bish. dm., in engl. Gefangenschaft.
3. Armee-Korps, 1. Munitionskolonnen-Abteilung: Ferdinand Wilhelm, Wiesbaden, gest.
17. Bayer. Infanterie-Regiment, Gernersheim: Gefr. A. Mohm, Frankfurt a. M., dm. — Lt. Georg Winai, Frankfurt a. M., dm. — Josef Lippert, Klein-Steinheim, tot. — Gefr. Kuhn, Homburg, dm. — W. Schmauch, Panau, dm.
1. Pionier-Bataillon Nr. 21, Mainz: Gefr. Karl Dörr, Schmalheim, gest. Kriegs-Laz. 19. Hirson.
4. Landsturm-Bataillon, Darmstadt: Leonh. Benz, Eppheim, dm.
Kaiserliche Marine: Emil Beder, Frankfurt a. M., dm. — August Burger, Frankfurt a. M., dm. — Gefr. Friedrich Dohles, Frankfurt a. M., dm. — Offz.-Stell. Hans Adam Gilsberg, Niederfelders, dm. — Adam Gutmann, Groß-Aubheim, tot. — Gefr. Walter Klaffe, Deblar, tot. — Gefr. Philipp Müller, Unterleberbach, schm. — Gefr. Friedrich Rühl, Wiesbaden, schm. — Wilhelm Sauer, Allianstädten, schm. — Gefr. Engelbert Scheibel, Oberndorf, schm. — Ob.-Matr.-Art. Kurt Schmidt, Höchst a. M., schm. — Hob. Ob.-Matr. Karl Rehner, Wiesbaden, tot.

Inventur-Ausverkauf 1915.

Auch in diesem Ausverkauf bringe ich wie stets eine unübertroffene Auswahl der schönsten Konfektion, modern und geschmackvoll. Die Kunst meines Hauses mein Erfolg! Allzeit voran mit den besten Qualitäten, mit der grossen Auswahl, mit den billigsten Preisen, setze ich meinen Stolz darein, ausserordentlich grosse Vorteile zu bieten in meinem diesjährigen

Inventur-Ausverkauf

vom 2. bis 14. Januar.

Herren-Anzüge	Serie I	II	III	Bozener Mäntel und Capes	Serie I	II	III
	19.-	28.-	40.-		12.-	18.-	27.-
Herren-Paletots	Serie I	II	III	Knaben-Anzüge	Serie I	II	III
	22.-	33.-	45.-		5.50	8.-	12.-
Herren-Hosen	Serie I	II	III	Jünglings-Anzüge	Serie I	II	III
	3.-	6.-	9.-		15.-	21.-	30.-
Sport-Anzüge	Serie I	II	III	Knaben-Hosen	Serie I	II	III
	18.-	27.-	35.-		1.50	3.-	5.-

Ernst Neuser
Fernruf 274. WIESBADEN Kirchgasse 42.
Moderne Herren-, Knaben-, Sport-Kleidung. W562